



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

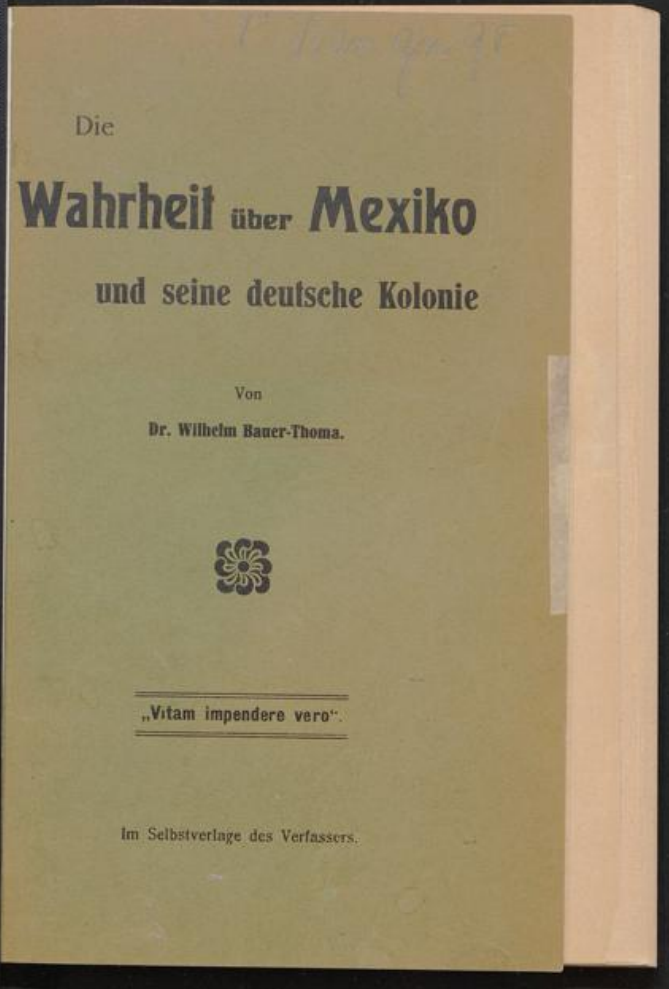
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Wahrheit über Mexiko und seine deutsche Kolonie

Bauer-Thoma, Wilhelm

Berlin, 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-10817



Mex
gn
98

Mex
gn 98
g°

Barcode weiter innen
1912

W

F. Mex. 9n. 95

Die

Wahrheit über Mexiko

und seine deutsche Kolonie

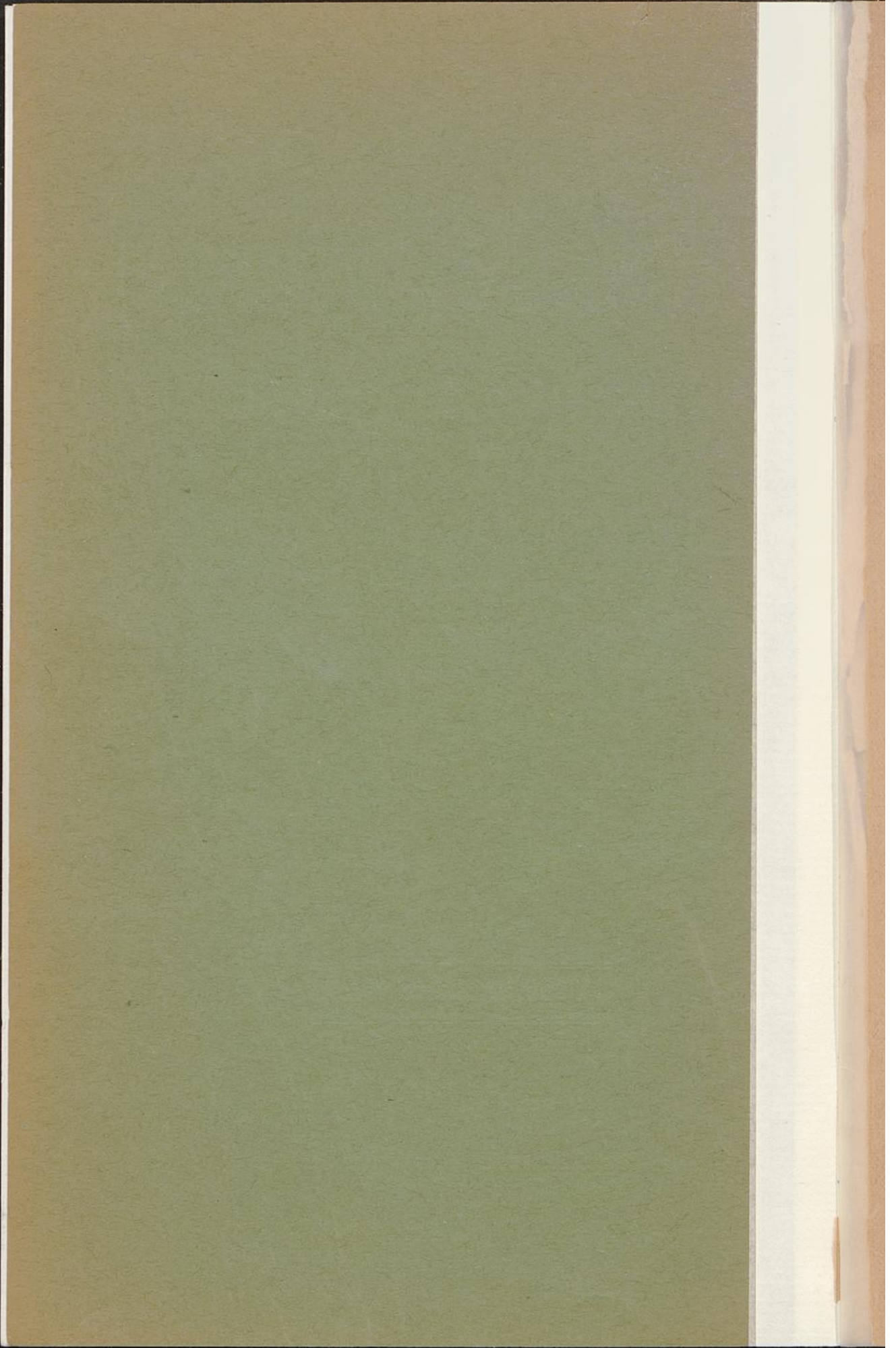
Von

Dr. Wilhelm Bauer-Thoma.



„Vitam impendere vero“.

Im Selbstverlage des Verfassers.



Ibero - Amerikanisches Institut Berlin



204004677081

Die
Wahrheit über **Mexiko**
und seine deutsche Kolonie.

Von

Dr. Wilhelm Bauer-Thoma.



„Vitam impendere vero“.

Im Selbstverlag des Verfassers.



K 1938:4024

Vorwort.

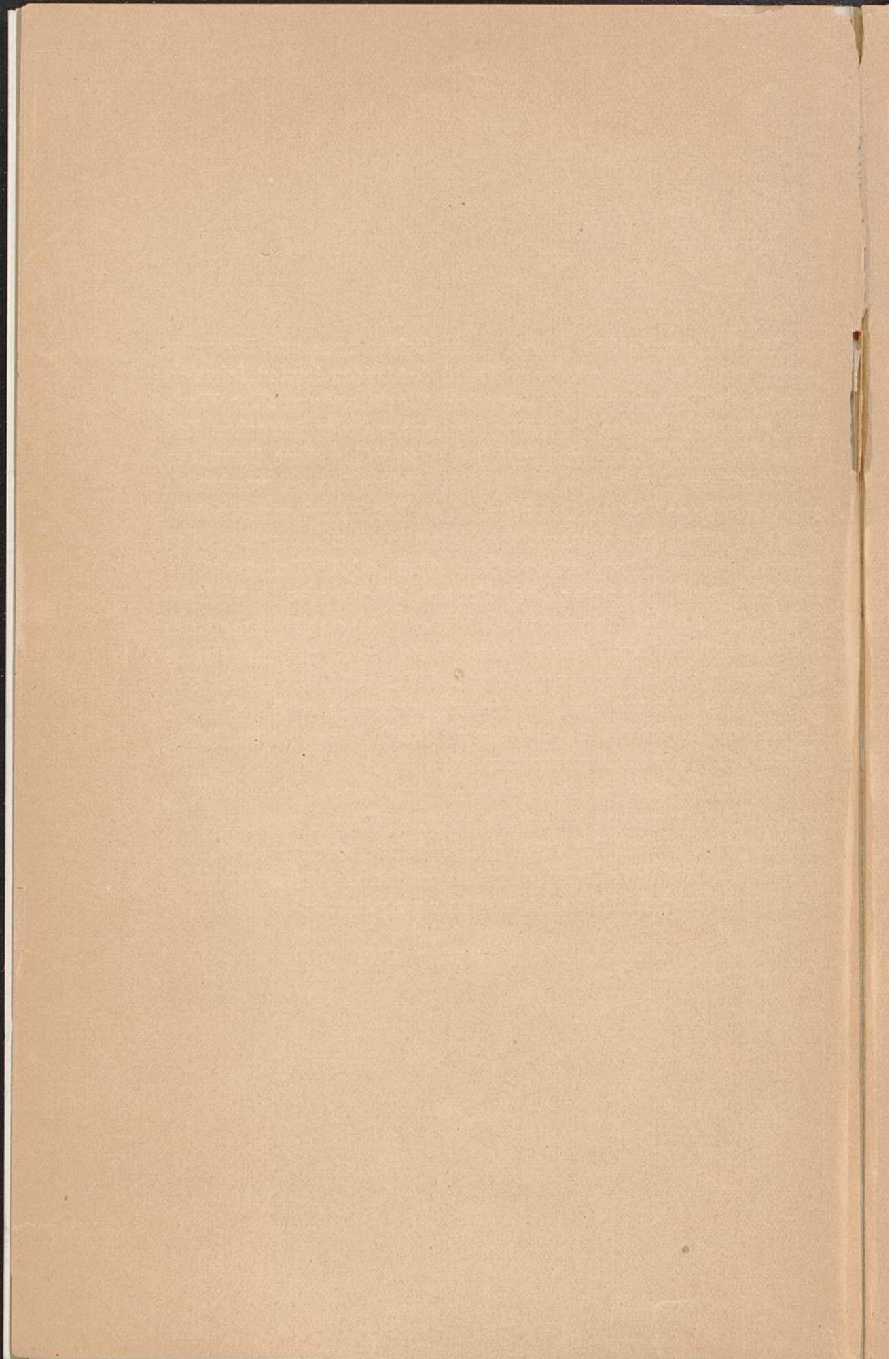
Die vorliegende Schrift teilt einige Erfahrungen und Beobachtungen mit, die der Verfasser während der beiden letzten Jahre in Mexiko als Herausgeber der deutschen Wochenzeitung „Der Wanderer“ mit und an der Regierung Maderos und der deutschen Kolonie der Stadt Mexiko gemacht hat. Ich wähle diese Form der Veröffentlichung, weil ich in der heimatlichen Presse, vermutlich auf Wunsch der Kaiserl. Gesandtschaft in Mexiko und unseres Auswärtigen Amtes in Berlin, nicht zu Wort kommen konnte. Meine Mitteilungen enthalten, entgegen den offiziös schöngefärbten Pressenachrichten, die lautere und in allen Einzelheiten beweisbare Wahrheit über jenes schwergeprüfte Land sowie einige kulturhistorisch bedeutsame Streiflichter auf die deutsche Kolonie der Stadt Mexiko. Es entsprach nicht ganz meinem persönlichen Geschmack, mich und meine Zeitung des öftern in den Vordergrund der Erörterungen zu stellen, doch war dies kaum zu vermeiden.

In der Schriftleitung des „Wanderer“ habe ich mich seit März dieses Jahres vertreten lassen; ich brauche indessen denen, die die Zeitung unter meiner Redaktion gelesen haben, nicht zu versichern, daß ich mit dem „Wanderer“, von dem seit meiner Abreise nur mehr der Name übrig geblieben ist, unmöglich einverstanden sein kann.

Berlin-Wilmersdorf, Ende November 1912.

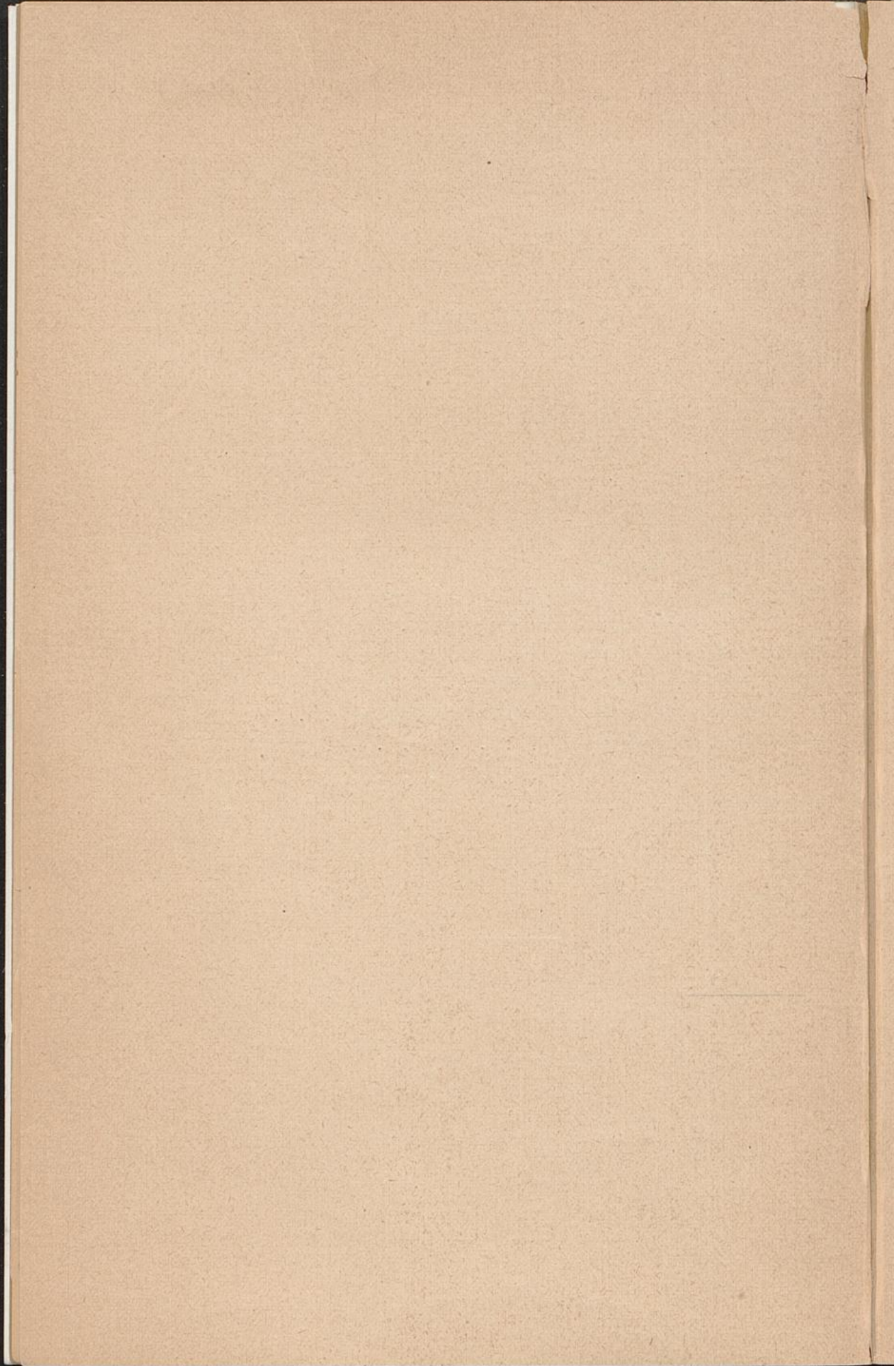
Kaiserallee 169.

Dr. Wilhelm Bauer-Thoma



Inhalt:

1. Don Porfirio's Glück und Ende	Seite 7
2. Die Revolutionskomödie	" 8
3. Überraschungen	" 10
4. Agonie und Ende der Diaz'schen Herrschaft	" 15
5. Ein Blick hinter die Kulissen	" 19
6. Francisco I. Madero	" 27
7. Die Verpestung der politischen Atmosphäre	" 35
8. Das Bekenntnis einer schönen Seele	" 37
9. Ein Bubenstück der verbündeten Maderofreunde	" 46
10. Eine Kollektivnote der kaufmännischen Großmächte	" 51
11. Weitere Großthaten der heiligen Hermanidad	" 58
12. Der Fall „ Covadonga “	" 61
13. Schluss	" 70
14. Nachwort	" 73





Don Porfirio's Glück und Ende.

Mexiko hatte im Jahre 1910 allen Grund, seine Unabhängigkeitsfeier mit Stolz und Genugthuung zu begehen; konnte doch diese volkreichste und wichtigste der spanisch-amerikanischen Republiken nicht nur auf das erste Jahrhundert nationaler Selbständigkeit zurückblicken, sondern, was mehr bedeutete und keiner der Schwesterrepubliken in gleichem Maße gelungen war: auf einen in mehr als dreißigjähriger ununterbrochener Friedensära kräftig aufgeblühten Handel, einen soliden nationalen Wohlstand und eine geachtete Stellung unter den zivilisirten Staaten. Seit 1876 regierte mit einer Unterbrechung von vier Jahren Porfirio Diaz das Land und seine Herrschaft bedeutete Frieden nach jahrzehntelangen inneren und äußeren Kriegen und einen ungeahnten Fortschritt in volkswirtschaftlicher und kultureller Hinsicht.

Das moderne Mexiko, wie es sich als hundertjähriger Jubilar präsentierte, war die Schöpfung des großen Feldherrn und Staatsmannes, den man nicht unpassend den „Bismarck Mexikos“ genannt hat: Porfirio Diaz. Vor zwei Jahren noch hätte man diese Feststellungen, weil allzu bekannt und selbstverständlich, für abgeschmackt und banal erklärt — heute und schon seit anderthalb Jahren muß der unparteiische Beobachter der politischen Verhältnisse jenes Landes sich diese historische Thatsache immer und immer wieder vor Augen halten, um nicht von den innerpolitischen Irrungen und Wirrungen, denen Mexiko anheimgefallen ist, und der leidenschaftlichen Gehässigkeit gegen den großen politischen Toten sein gerechtes Urteil trüben zu lassen.

Ein so hervorragendes Ereignis, wie der hundertste Geburtstag einer Nation, kann nicht an einem Tage, nicht an mehreren aneinander gereihten Festtagen gebührend begangen werden; Mexiko feierte den ganzen Monat September 1910 als Jubiläumsmonat. Es herrschte große und, wie es schien, aufrichtige, herzliche Begeisterung nicht nur unter den Landeskindern, auch unter den in Mexiko ansässigen Ausländern, den sogenannten Fremdenkolonien. Der 13. September war der „deutsche Tag“ der mexikanischen Unabhängigkeitsfeier. Die stillen, warmen Sympathien, die stets zwischen Mexikanern und Deutschen bestanden hatten, steigerten und belebten sich an jenem Tage zu prunkvollen Freundschaftskundgebungen, zu wahren Verbrüderungsszenen. Am Vormittag wurde das von unserem Kaiser dem mexikanischen Volke geschenkte Denkmal des berühmten Mexikoreisenden Humboldt unter Teilnahme von Offizieren und Mannschaften des deutschen Kreuzers „Freya“ enthüllt. Der außerordentliche Botschafter unseres Kaisers, Herr Karl Bünz, konnte in seiner Festrede vor dem Standbilde

Humboldts keine passendere und gewandtere Schmeichelei für Mexikos Staatsoberhaupt finden, als indem er den alten General Diaz mit unserem Humboldt verglich: „Ein anderer Alexander von Humboldt, ein im Lande gebürtiger Sohn Mexikos, kam und bildete mit seiner Intelligenz, mit seiner Vaterlandsliebe, mit seinem energischen Charakter, mit seinem kräftigen Zugreifen, wenn immer es nötig war, ein neues Mexiko, einen Staat, würdig einen Ehrenplatz in der Gemeinschaft der zivilisirten Nationen einzunehmen.“ Um Mittag gab das Deutsche Haus zu Ehren des Präsidenten Diaz und der deutschen Gäste ein Frühstück; Diaz saß neben dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein usw., einem Neffen der Deutschen Kaiserin, und der alte Herr beauftragte die jugendliche Hoheit, ihrem Onkel (dem Deutschen Kaiser) seine respektvollen Grüße zu übermitteln. Abends fand Festoper der deutschen Kolonie statt. Die deutsche Feier der mexikanischen Unabhängigkeit war, wie alle Festlichkeiten der fremden Kolonien, von einer starken persönlichen Note der herzlichen Sympathie und hohen Achtung vor dem greisen Präsidenten Diaz beherrscht, der zudem in eben jenen Tagen, am 15. September, sein 80. Lebensjahr vollendete.

Am 27. Januar 1911 überreichte der deutsche Geschäftsträger Freiherr von Richthofen dem Präsidenten der Republik in feierlicher öffentlicher Audienz die Kette zum Großkreuz des Roten Adlerordens; noch war Diaz der „große und gute Freund“ des Deutschen Kaisers, der weise Staatsmann, der „Bismarck Mexikos“ der Historiographen, der enthusiastisch verehrte Landesvater seiner 16 Millionen Mitbürger und der vielen Tausende von Kolonisten. Genau vier Monate später, Ende Mai 1911, flüchtete der Schöpfer des modernen Mexiko mit seiner Familie und einigen intimen Freunden aus der aufrührerischen Hauptstadt nach der Golfküste, um seine Gattin, Kinder und Enkel vor den rasenden Pöbelhaufen, die von Demagogen aufgehetzt waren, in Sicherheit zu bringen und mit ihnen das Land zu verlassen.

Die Revolutionskomödie.

Was' war geschehen? Der oberflächliche Beobachter wird sagen: „Es war eben wieder einmal in einer spanisch-amerikanischen Republik eine Revolution ausgebrochen, der Machthaber gestürzt und sein siegreicher Rivale zur Regierung gekommen; man ist es ja von jenen unruhigen Ländern nicht anders gewohnt.“ Und doch wäre diese Auffassung nicht nur recht oberflächlich, sondern im höchsten Grade ungerecht und historisch irrig. Der Rahmen dieser Schrift verbietet die eingehende Erörterung der historisch und psychologisch begründenden Details, die zu jenem Regierungswechsel beigetragen haben. Nur andeutungsweise kann gesagt werden, daß die maderistische Revolution von 1910/11 diesen in

gewissem Sinne (zumal wenn sie erfolgreich gewesen ist) ehrenvollen Titel nicht verdient, daß es sich um eine Pseudorevolution, eine groteske politische Komödie gehandelt hat, die von den Vereinigten Staaten inszeniert worden war, und in der der „Befreier“ Madero die klägliche Rolle des Pseudohelden und egoistischen Intriganten, Präsident Diaz die des selbstlosen Patrioten und edlen Märtyrers spielten, das mexikanische Volk aber das irregeleitete Opfer war, das seinen kurzen Freiheitsrausch mit dem Verluste seines größten Sohnes und Wohlthäters und seinem heute nahezu vollständigen wirtschaftlichen Ruin bezahlt hat. —

Madero's politisch-agitatorische Thätigkeit setzte ein mit der Veröffentlichung mehrerer Schriften, die sich in vagen Deduktionen gegen das angeblich verfassungswidrige, „tyrannische“ Regime Diaz' richteten. Da die Regierung den „Schwärmer“ einige Zeit ruhig gewähren ließ, wuchs ihm und seinen stillen Anhängern der Mut zur offenen Propaganda und Verleitung zum Hochverrat (so pflegen ja wohl beginnende revolutionäre Bewegungen charakterisiert zu werden). Es bildeten sich politische Klubs, eine oppositionelle Presse und sogar etwas, was man damals als den Anatz zu einer neuen politischen Partei bezeichnete (obwohl es in dem politisch und parlamentarisch durchaus unreifen Lande nie zuvor Parteien im strengen parlamentarischen Sinne gegeben hatte). Die Regierung hätte damals noch (im Frühjahr und Sommer 1910) die ganze, nicht sehr ausgebreitete schwarmgeistige Bewegung samt ihrem Führer Madero mit Leichtigkeit und fast ohne Anwendung von Gewalt, mit den ihr zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mitteln, unschädlich machen können; sie hatte sich während mehr als 30 Jahren ganz anderer weit gefährlicherer Gegner zu erwehren gewußt. Sie beging aber den verhängnisvollen Fehler, Madero kurze Zeit einsperren und wieder frei zu lassen (die romantische Fabel von seiner „Flucht aus dem Kerker“ mit allen sattsam bekannten Requisiten eines Schauerromans glaubt heute niemand mehr). Der „politische Flüchtling und Märtyrer“ entkam auf ganz ungefährliche Weise über die Grenze und konnte sich nun endlich, in San Antonio, Texas, offen und mutig als Revolutionsführer, Tyrannenbefreier und Volksheld etabliren.

In jene Zeit fällt die Anknüpfung der geschäftlichen Beziehungen zwischen Madero, der so gerne Präsident werden wollte, und einigen Bankgruppen der Union, die ihm dazu verhelfen wollten, um dafür das Oberhaupt der Nachbarregierung als gefügiges Werkzeug in ihren großzügigen Unternehmungen zu gebrauchen. Es war ein tadelloser Pakt im geschäftlichen Sinne, nur reinlich war er nicht, denn es verbündeten sich persönlicher Ehrgeiz und Heuchelei mit geschäftlicher Smartness und Rücksichtslosigkeit zum Schaden eines urteilsunfähigen, vertrauenden Volkes. Ueber die näheren Umstände der hochverrätherischen Allianz Madero's mit amerikanischem Kapital ist zurzeit noch immer ein gewisser Schleier gebreitet, wenn auch ihre Thatsache als solche feststeht.

Ueberraschungen

Gegen Ende 1910 begannen im Norden Mexikos bewaffnete Banden aufzutauchen, von denen man anfänglich nicht mehr erfuhr, als daß sie allgemeinen revolutionären Umtrieben dienten, und mit denen die Regierung um so leichter fertig zu werden hoffte, als sie herzlich schlecht organisirt waren und es ihnen allem Anscheine nach an einer straffen, einheitlichen Leitung fehlte. Ich erinnere mich, daß im Februar 1911 zum ersten Male der Name *Madero's* als des Revolutionschefs in der mexikanischen Presse erwähnt wurde. Ebenso wie die Regierung waren übrigens auch das Gros der Bevölkerung und vor allem die an sich unbeteiligten Fremden der festen Ueberzeugung, daß die „Revolution“ nicht ernst zu nehmen sei, und daß, selbst wenn sie es wäre, einem *Diaz* ihre Niederwerfung mit Leichtigkeit gelingen werde. Kein Mensch regte sich sonderlich darüber auf und die Geschäfte nahmen allenthalben ungestört ihren Fortgang. Beschränkte sich doch die angebliche Revolution Wochen und Monate lang auf ziemlich harmlose Schießereien an den Ufern des *Rio Bravo*, also hart an der Grenze der Vereinigten Staaten, und begann nachgerade, da sich schließlich Scharen schaulustiger amerikanischer Touristen am andern Ufer einfanden, um den meist vorher zeitig genug angekündigten „blutigen Gefechten“ beizuwohnen, dem Odium der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Anfangs März hörte man von den ersten, wenn auch unwesentlichen militärischen Erfolgen der Rebellen; es rührte sich an verschiedenen Punkten, besonders auf der Halbinsel *Yucatan*, ohne daß es übrigens der Regierung große Mühe kostete, überall (mit Ausnahme des Nordens) des Aufstandes Herr zu werden. Damals tauchte auch endlich der Generalissimus der Aufständigen, *Francisco I. Madero*, auf dem Schauplatz der Unruhen auf, nachdem er länger als vier Monate todesmutig von *San Antonio* aus seine Söldlinge hatte kämpfen lassen. In Parenthese sei bemerkt, daß der Mann, der die Früchte all der Kämpfe und Opfer seiner Landsleute und des geschäftlichen Risikos seiner stillen Teilhaber als Staatsoberhaupt ernten sollte, militärisch absolut unerfahren war und auch an keinem bedeutenderen Gefecht teilnahm, so daß man sich in der Stadt Mexiko baß verwunderte, ihn eines Tages auf Photographien als „Blessirten“ mit einem Arm in der Binde zu sehen. Aber das gehörte zweifellos mit zu der Rolle, die er in der Revolutionskomödie übernommen hatte. . .

Ende März überraschte die mexikanische Regierung alle Welt mit einem Akt, der, obwohl er ihr keineswegs von *Madero* abgezwungen, sondern allem Anschein nach großmütig von ihr beschlos-

sen war, um den vermeintlichen Wünschen des Volkes entgegenzukommen, ihr doch als schwächliche Nachgiebigkeit den Rebellen gegenüber ausgelegt wurde und so die Sache der Revolution ungewöhnlich förderte. Es war dies die Neubesetzung fast des ganzen Ministerkabinetts mit jüngeren, fortschrittlichen Politikern, sowie die prinzipielle Bewilligung gewisser Forderungen der Revolutionäre, wie der Aufteilung der immensen Grundbesitze unter die kleinen Landwirte, Abschaffung gewisser Administrationsmängel in den Staaten der Republik, Reform der Wahlgesetze und Nichtwiederwahl der höchsten Staatsbeamten, Reform der staatlichen Rechtspflege u. a. In der Nr. 23 meiner Zeitung „Der Wanderer“, die in der Stadt Mexiko erscheint, habe ich zu der Botschaft des Präsidenten Díaz an den Kongreß folgendes bemerkt:

„Ein Kommentar zu diesem Teil der Präsidentenrede wäre überflüssig. Die klare und unzweideutige, dabei stellenweise eindringliche und warm persönliche Sprache des greisen Präsidenten kann auch auf seine politischen Gegner ihren tiefen Eindruck nicht verfehlen. Die darin versprochenen gründlichen Reformen kommen in der Hauptsache den Forderungen der Aufständischen entgegen und sind darum geeignet, sie moralisch zu entwaffnen. Die nächste Zeit muß zeigen, ob der von den Leitern der Revolution so oft und emphatisch verkündete Patriotismus rein und selbstlos ist oder nur unedleren Motiven als Aushängeschild gedient hat. Nicht vergeblich wird sich der Schöpfer des modernen Mexiko an den Patriotismus und gesunden Sinn seines Volkes gewendet haben, es wird unfehlbar das Richtige treffen und wahren Patriotismus von seiner heuchlerischen Maske zu unterscheiden wissen.“

Interessant ist der folgende Passus der Botschaft des Präsidenten Díaz vom 1. April, der sich mit der revolutionären Bewegung beschäftigt:

„Anlässlich der letzten Wahlen des Präsidenten und des Vicepräsidenten der Republik stellte eine politische Gruppe eigene Kandidaten auf, die es jedoch nur zu einer geringen Minorität von Stimmen brachten. Nicht zufrieden damit, das ihr gesetzlich zustehende Volkswahlrecht ausgeübt zu haben, griff jene Partei zu den Waffen und störte den Frieden, dessen sich das Land seit langen Jahren erfreut hatte. Die Anführer jener politischen Gruppe versuchten eine allgemeine Revolution zu organisieren, die zu einer bestimmten Zeit ausbrechen sollte. Die Aufstandsbewegung wurde jedoch vor ihrem Ausbruch entdeckt und bald darauf kam es in Puebla zu den ersten Zusammenstößen mit den Revolutionären, die mehreren von diesen ebenso wie einigen Beamten der Lokalregierung das Leben kosteten. An dem für den allgemeinen Aufstand bestimmten Zeitpunkt empörten sich in dem gebirgigen Teile des Westens von Chiuhuahua verschiedene Gruppen, die sich hauptsächlich aus Landarbeitern rekrutierten und unter dem natürlichen Schutze jener Gegenden sich der Verfolgung durch die gegen sie entsandten ersten Truppenabteilungen zu entziehen wußten. Dieser Umstand sowie die Unterstützung, die den Rebellen in Form von Menschen und Kriegsmaterial aus dem Aus-

lande sowie von einem Teile mexikanischer Bürger zuteil wurde, die seit Jahren nicht nur gegen die gegenwärtige Regierung, sondern gegen jede soziale Ordnung feindlich gesinnt waren, erklären es zur Genüge, daß die Revolution sich fast über den ganzen Staat Chihuahua und Teile der Staaten Sonora und Durango verbreiten konnte trotz der zu ihrer Unterdrückung gemachten Anstrengungen der Bundesregierung und der Regierungen der erwähnten Staaten. Gleichzeitig begannen in den verschiedensten Gegenden des Landes Räuberbanden aufzutauchen, die ohne jegliches politisches Ziel sich lediglich mit Plündern und Morden befassen und unter den Bewohnern des Landes wohl noch eine größere Panik hervorgeufen haben als die Revolutionäre. Zugleich gewann die Regierung die Ueberzeugung, daß die Rebellen auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten Freibeuter anwarben und organisirten, und wurde dementsprechend bei der Regierung der Ver. Staaten vorstellig. Bald darauf fand eine außergewöhnliche Konzentrierung amerikanischer Streitkräfte an der Grenze statt. Die Regierung beauftragte daraufhin, wie es ihre Pflicht war, ihren Botschafter in Washington, eine Erklärung dieses Vorkommnisses zu verlangen. Diese Ordre kreuzte sich mit einer freiwillig gegebenen Note des Präsidenten Taft, in der er versicherte, die Truppenzusammenziehung sei keineswegs dazu bestimmt, Mexiko zu beunruhigen. Das Zurückbeordern der gleichfalls mobilisirten Kriegsschiffe sowie die Thatsache, daß das amerikanische Landheer im Begriffe steht, Manöver zu veranstalten, beweisen zur Genüge die Aufrichtigkeit jener Erklärungen, die zudem später noch öfter wiederholt wurden.“

Die wiederholte Erwähnung der Rolle, die „das Ausland“, in erster Linie die Ver. Staaten, in der Revolution spielte, ist bedeutungsvoll; nicht minder der geradezu ängstliche Hinweis auf die „Harmlosigkeit“ der Truppenzusammenziehung an der Nordgrenze. Die öffentliche Meinung stand damals ziemlich allgemein unter dem Eindruck, daß die Ver. Staaten ein auffälliges, ja verdächtiges Interesse daran zu haben schienen, die Revolution baldigst beendet zu sehen, und die mexikanische Regierung mochte sich jene Stimmung der großen Nachbarin pessimistisch weiter interpretieren.

Während die Kämpfe zwischen kleineren Rebellenhaufen und Trupps von Regierungssoldaten an verschiedenen Punkten des gebirgigen Nordens und Nordwestens der Republik fort dauerten und im Zentrum und Süden des Landes zahlreiche Banditenscharen unter der Maske von „Revolutionären“ nach Herzenslust plünderten, sengten und mordeten, ließ sich General Diaz, dessen ganzes erfolgreiches Bestreben während drei Jahrzehnten die innere Ruhe und der materielle und kulturelle Fortschritt seines Landes gewesen war, auf Unterhandlungen mit den Rebellenführern ein. Es war dies zweifellos eine gewisse Bekundung von Schwäche, mehr noch von selbstloser persön-

licher Entsagung des so lange allmächtig gewesenen greisen Staatsmannes. Seine, vom Standpunkt des alten Regimes übertriebene Nachgiebigkeit stieg den Rebellenführern zu Kopf, sie wurden im Verlaufe der Verhandlungen immer anmaßender und brachen diese schließlich, am 6. Mai, ab, indem sie auf ihre ursprüngliche und später wieder fallengelassene Forderung des sofortigen Rücktritts des Präsidenten Diaz zurückkamen und die Feindseligkeiten wieder aufnahmen. In einem Aufruf an das mexikanische Volk erklärte darauf Porfirio Diaz in vornehm-ruhiger, sachlicher Weise den Stand der Dinge und seinen Entschluß, in jener schweren Zeit auf seinem Posten auszuharren und dem Lande Frieden und Ordnung wiederzugeben. Er sagte u. a.:

„Es ist nicht die Eingebung persönlicher Eitelkeit des Präsidenten, für den sein Amt heute mehr als jemals nur bittere Verdrießlichkeiten und unermeßliche Verantwortung mit sich bringt, was ihn der Forderung der Rebellen gegenüber unzugänglich machte, nein — es ist sein Pflichtgefühl, das Bewußtsein seiner höchsten Pflicht, dem Lande die Ordnung und eine gesetzmäßige Verwaltung zu erhalten oder mit allen erdenklichen Opfern, selbst mit Hingabe seines Lebens, zu verschaffen.“

Als weiser Prophet der heute bereits zur Thatsache gewordenen politischen Verhältnisse seines unglücklichen Landes erwies sich der erfahrene Staatsmann mit den folgenden, an obigen Passus angeschlossenen Worten:

„Schließlich würde die Abhängigmachung der Präsidentschaft der Republik, d. h. der souveränen Herrschaft der Nation, von dem Willen oder Wunsche einer mehr oder minder zahlreichen Gruppe von bewaffneten Individuen gewiß nicht die Wiederherstellung des Friedens bedeuten, der stets die Achtung vor dem Gesetze voraussetzt; es würde im Gegenteil bedeuten, eine neue unheilvolle Periode der Anarchie zu schaffen, deren Konsequenzen niemand voraussehen kann.“

Diaz scheute selbst nicht vor der patriotischen Zusage zurück, im geeigneten Moment sein Amt niederlegen zu wollen:

„Der Präsident der Republik, der die Ehre hat, sich in diesen feierlichen Momenten an das mexikanische Volk zu richten, wird gewiß von seinem Amte zurücktreten, wann ihm sein Gewissen sagt, daß er bei seinem Rücktritt das Land nicht der Anarchie überliefert, er wird dies in einer ehrenvollen Weise thun und so, wie es einem Beamten zukommt, der zwar viele Irrtümer begangen haben mag, der aber auch sein Vaterland zu verteidigen und ihm treu zu dienen verstanden hat.“

Es war, wie ich am 11. Mai im „Wanderer“ sagte, „schwer einzusehen, auf was sich die Rebellen bei ihren Forderungen eigentlich stützen. Wichtige militärische Erfolge haben sie bis jetzt nicht zu verzeichnen gehabt; kein einziger größerer Platz ist in ihrer Gewalt, und die meisten von ihnen besetzten Orte zweiter und dritter Ordnung mußten bis jetzt regelmäßig nach kurzer Frist wieder geräumt werden. Es bleibt also als Erklärung für die Anmaßung der

Revolutionäre ebenso wie für die ganz außerordentliche Nachgiebigkeit der Regierung nur die drohende Intervention der Vereinigten Staaten.“

Am 10. Mai fiel die Grenzstadt Ciudad Juarez nach dreitägigen Kämpfen in die Hände der Revolutionäre. Es verdient erwähnt zu werden, daß der Angriff auf jenen Platz gegen den ausdrücklichen Befehl des Generalissimus Madero erfolgte. „Dies wirft“, sagte ich in meiner Zeitung am 18. Mai, „ein eigenes Licht auf Madero's Autorität als Oberhauptes der Revolution und auf seine Chancen, eines Tages als Präsident der Republik Ruhe und Frieden im Lande gewährleisten zu können.“

Ich lege, mit Rücksicht auf die später folgenden Darlegungen dieser Schrift, gewissen Wert auf die Thatsache, daß meine Zeitung die erste und längere Zeit die einzige war, die die politischen Ent- oder Verwicklungen, denen Mexiko entgegenging, voraussah und den Mut fand, ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Im Leitartikel „Zur Lage“ am 18. Mai sagte ich u. a.:

„Die breite Oeffentlichkeit scheint von der Zwangsvorstellung beherrscht zu sein, daß Aenderung der Lage gleichbedeutend mit Besserung sein müsse. Was käme nach dem abrupten Rücktritt des Generals Diaz? Kein Mensch kann hier ein sicherer Prophet sein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach käme nichts Gutes, vielmehr nur der Anfang einer neuen Serie von Unruhen und Revolutionen. . .“ „Es soll also doch so kommen, wie wir vermuteten: die Handlungen der Rebellen strafen ihre Worte Lüge; nicht edler Patriotismus, nicht die selbstlose Hingabe an die gemeinsame Sache des Vaterlandes, sondern selbstsüchtige Motive beseelen ihre Führer, sie wollen selbst und zwar ungesäumt die fetten Krippen der höchsten Staatsstellen besetzen, einerlei was dann aus dem Lande werden mag. Daß ein Triumph der gegenwärtigen Revolution nicht den Frieden für das Land bedeuten würde, diese Einsicht dürfte manchen, die sie nicht schon früher besaßen, auf die Meldung von dem jüngsten Rencontre zwischen Madero und Orozco“ (Madero schuldete den Leuten Orozco's seit einiger Zeit den Sold und wurde, als er sich weigerte, die Forderungen anzuerkennen, von seinem „General“ Orozco freundschaftlich für verhaftet erklärt; Madero trat dann, nach berühmten Mustern, unter die ca. hundert Bewaffneten, die im Hofe Wache standen und auf ihr Geld warteten, um sie zu verblüffen und zur Raison zu bringen, aber sie ließen ihn nicht zu Wort kommen und riefen einstimmig: „Es lebe Orozco“, worauf denn Madero als der Klügere nachgab und den Doppelrebell Orozco an sein großmütig verzeihendes Herz drückte — wörtlich so geschehen im schönen Monat Mai 1911 in dem gerade eroberten Ciudad Juarez) „gekommen sein. Zwar nicht vielen, denn die Einsichtigen und vernünftiger Ueberlegung Zugänglichen sind noch stets und überall, zumal in Zeiten öffent-

licher Unruhen, der großen Menge des kritiklosen Pöbels gegenüber in der Minderzahl gewesen.“

„Der grandiose politische Irrtum“, schrieb ich auf S. 8 der gleichen Nr., „zu dem sich Dr. Gomez“ (damals die rechte Hand Madero's) „bekennt oder den er als bewußte Täuschung ins Feld führt und den mit ihm die große Menge teilt, besteht in seiner Behauptung: ‚Wir werden Frieden in Mexiko haben, sobald General Diaz sich zurückzieht‘. Darin steckt eine ganz gewaltige Portion Dünkel und politischer Unverstand! Denn nicht dem Sr. Francisco I. Madero zuliebe haben sich die Tausende und Abertausende von Revolutionären in den Kampf gestürzt und sympathisirt ein großer Teil des Landes im Stillen mit der revolutionären Idee, ja nicht einmal der Haß gegen das alte und allem Anscheine nach überlebte Regime hat den Leuten die Waffen in die Hand gedrückt — verschließen wir uns doch nicht der wahren Einsicht: es war die Freude an der Revolution als solcher, die Sehnsucht nach dem Neuen und der Wunsch, sich während und durch die Revolution zu bereichern. Ob ein Herr Madero oder irgend ein anderer, der Mittel und Kurage dazu hatte, gegen die Regierung aufstand, war der weitaus größten Mehrzahl der Abenteurer, Freibeuter und Banditen, die heute unter dem Titel ‚Revolutionäre‘ ihre Raubzüge im Innern ausführen, völlig gleichgültig. Das sollten wahrhaftig Leute wie Madero und Dr. Vazquez Gomez wissen und sich nicht einbilden, daß gerade ihnen die Rolle als Retter des Vaterlandes zugedacht war! Das ist aber ferner ein triftiger Grund zu der betrübenden Annahme, daß mit einem etwaigen Sieg der Rebellen der Friede für Mexiko keineswegs garantiert ist, und es ist der Grund, warum Präsident Diaz nicht zurücktritt und nicht zurücktreten darf.“

Agonie und Ende der Diaz'schen Herrschaft

Dem Falle der kleinen Grenzgarnison Ciudad Juarez folgte im Laufe einer knappen Woche die Übergabe bzw. das Überlaufen einiger Dutzend wichtigerer Plätze in den verschiedensten Teilen des Landes. Die Einnahme jenes an sich unbedeutenden Platzes wirkte wie ein entscheidendes Signal für einen großen Teil des Landes, die Partei Madero's zu ergreifen; die Revolution hatte gesiegt, rascher und entscheidender als selbst der optimistisch veranlagte Revolutionschef geträumt hatte. Präsident Diaz und Vicepräsident Corral erklärten am 19. Mai in einer offiziellen Note, noch vor Ablauf des Monats von ihren Aemtern zurücktreten zu wollen. Ich schrieb damals:

„Damit haben die leitenden Männer der seitherigen Regierung und insbesondere der greise Präsident ihrem Vaterland das letzte und größte Opfer gebracht, das die Verhältnisse zu fordern schienen: die öffentliche Anerkennung des Triumphes der Revolution und ihren persönlichen Verzicht auf Ämter und Würden, ja selbst auf eine Rechtfertigung ihrer monatelangen selbstlosen Bemühungen um die Wiederherstellung von Friede und Ordnung im Lande. Daß diese Bemühungen selbstlos und im idealen Sinne patriotisch waren, beweisen die verschiedenen Etappen der Anerkennung und Adoptirung der revolutionären Forderungen zu Zeiten, als die legitime Regierung noch durchaus die Situation beherrschte und von einer erzwungenen Anerkennung keine Rede sein konnte. Was die Regierung damals willig und nachgiebig stimmte, war u. a. die Erwägung, daß in den Forderungen der Revolutionäre denn doch wohl ein gut Teil öffentlicher Meinung und Volkswillens zum Ausdruck gelangte. Man sollte dies heute, wo die Revolution gesiegt hat und die allgemeine Stimmung für diese letztere extrem günstig geworden ist, nicht ganz und gar außer Acht lassen, um in übertriebenem Enthusiasmus für das Kommende, Neue nicht ungerecht zu werden gegen das Vergangene . . .“ „Madero hat gesiegt, sein Wille scheint heute fast identisch mit dem Willen der Nation. Es wäre im Interesse des Landes zu wünschen, daß sich diese Uebereinstimmung als Thatsache erwiese, denn sie bildet die unerläßliche Bedingung der Wiederkehr friedlicher und geordneter Zustände.“ Aber „wird die Autorität des vermutlichen zukünftigen Präsidenten der Republik ausreichen, die Ruhe im Lande wiederherzustellen? Es bedarf keiner Erwähnung, daß dies der sehnlichste Wunsch auch der das Gastrecht genießenden Fremden ist; aber . . . wir können uns — und wir stehen hierin keineswegs allein — der Besorgnis nicht verschließen, daß das Machtwort Madero's sich als unzulänglich erweisen wird, um dem Lande in kurzer Frist die Ruhe wiederzugeben. Der Übergang von der seitherigen persönlichen zu einer eigentlichen konstitutionellen Regierungsform . . . ist zu schroff, als daß er sich ohne Zuckungen und Rückschläge vollziehen könnte. Wir gehen darum mit größter Wahrscheinlichkeit einer Periode innerer Unruhen und Parteikämpfe oder aber — einer Wiederholung des autokratischen Regimes der letzten Dezennien, nur unter einem neuen Oberhaupte, entgegen . . .“

„Doch bedarf es dieser Perspektive nicht einmal, um der weitaus größten Mehrzahl der ehemaligen Anhänger und Anbeter des Generals Diaz ihr jetziges Gebahren zum Vorwurf zu machen, das in dem Mangel historischen Verständnisses, grenzenloser Selbstsucht und krasser Undankbarkeit gipfelt . . .“ „Wenn auch die politische Einsicht schon lange feststand (und heute auch wohl ausgesprochen werden darf), daß der Schöpfer

des modernen Mexiko, der Begründer seiner Einigung und seines grandiosen Fortschritts während eines Menschenalters, besser daran gethan hätte, auf die Annahme seiner letzten Wahl zu verzichten, um so den mittlerweile herangereiften politischen Talenten Gelegenheit zur Bethätigung zu geben und das Land allmählich dem Ideale einer republikanischen Regierungsform entgegenzuführen, so ist doch andererseits in dem unzeitgemäßen Festhalten an der Präsidentenwürde nicht mehr als eine menschliche Schwäche zu erkennen, deren Beurteilung umso milder sein sollte, als sie durch die große Schaar seiner scheinbar aufrichtigen Anhänger genährt und gefördert wurde. Die Gerechtigkeit sollte man billiger Weise dem Manne, der ein langes Leben lang seinem Vaterlande gedient hat, widerfahren lassen, daß er sich in der Verfolgung seiner Lebensziele mit seinem Volke Eins glaubte, daß er so, wie er handelte, nach bestem Wissen und Gewissen handelte und sein oberster leitender Grundsatz das Wohl der Nation gewesen ist. In der Öffentlichkeit stehende Männer, zumal Staatsoberhäupter, sind dem Wechsel der Volkslaunen, häufig der Verkennung und Verfolgung durch einen kritiklosen und grausamen Masseninstinkt ausgesetzt. Das 'Kreuziget ihn' bildete von je die Schluß-Raison entfesselter Volksleidenschaften. Wahrhaft groß zeigt sich ein Charakter aber erst im Unglück und in der Entsagung."

Aber noch hatte der große Märtyrer den Leidensbecher nicht völlig geleert. Seine Versicherung, er werde die Regierung noch vor Ende des Monats (also längstens innerhalb elf Tagen!) niederlegen, fand bei Madero keinen Glauben. Von Helfershelfern des Revolutionschefs wurde das Gerücht verbreitet und in aufreizenden Maueranschlägen dem Pöbel der Hauptstadt mitgeteilt, General Diaz betrüge das Volk, er denke nicht daran zurückzutreten, der „Tyran“ bereite neue Anschläge gegen das Volk vor usw. Damit bezweckte Madero Verschiedenes. Einmal war er, der größte Feigling, den Mexikos Boden je getragen, seiner Sache immer noch nicht gewiß und er versuchte also durch Verhetzung des Lumpenpöbels den alten Haudegen einzuschüchtern; vielleicht, mochte er kalkuliren, kommt es zu größeren Straßentumulten und Sturm auf das Diaz'sche Haus und es wird bei der Gelegenheit dem sterbenden Löwen der letzte, tödtliche Fußtritt versetzt (wollte doch Madero, einem hartnäckigen Gerücht zufolge, den großen Staatsmann in jenen Tagen fusiliren lassen, ein Vorhaben, dem sich jedoch seine nächsten politischen Freunde widersetzen) und schließlich konnte eine Kundgebung gegen Diaz und für Madero, und käme sie aus der Hefe des mexikanischen Volkes, zur Befestigung seiner neuen politischen Stellung nur erwünscht sein. So kam es am 24. Mai zu wüsten Demonstrationen des sinnlosen, meist betrunkenen Pöbels unter Hochrufen auf Madero und Verwünschungen gegen Diaz. Auf dem Hauptplatze vor der Kathedrale wurden einige Dutzend Tote und Verwundete aufgehoben, an vielen Häusern wurden die Ladenscheiben und Schilder demolirt — es war beinahe so schön, wie sich's Madero ausgemalt haben mochte — nur der alte Diaz kam mit dem Leben davon . . .

Am folgenden Tag, den 25. Mai, sandte Diaz, wie er mehrere Tage vorher angekündigt hatte, dem Kongreß sein Demissionsgesuch. Nichts kann ihm an packender Wahrhaftigkeit und erschütternder Tragik gleichkommen:

„Das mexikanische Volk, das mich so großmütig mit Ehren überhäuft hat, das mich während des auswärtigen Krieges zu seinem Führer ausrief, das mich in allen meinen Bestrebungen zur Förderung von Industrie und Handel der Republik, zur Begründung ihres Kredits und zur Schaffung einer geachteten Stellung derselben unter den befreundeten Nationen in patriotischer Weise unterstützt hat, dieses Volk, meine Herren Abgeordneten, ist zu Tausenden in bewaffneten Schaaren aufgestanden und hat erklärt, daß mein Verbleiben im Amte der höchsten Exekutivgewalt die Ursache seines Aufstandes sei.“

„Ich kenne kein Geschehnis, das mir zum Vorwurf gemacht werden und diesen Ausbruch der Volksmeinung rechtfertigen könnte; wenn ich jedoch die Möglichkeit nicht bestreite (ohne sie einzuräumen), daß ich immerhin unbewußt schuldig sein kann, so nimmt mir eben diese Möglichkeit jedes Anrecht darauf, meine Verschuldung zu erörtern und darüber zu sprechen.“

„Aus diesem Grunde und in Achtung des Volkswillens, wie ich ihn stets geachtet habe, trete ich gemäß Artikel 82 der Bundesverfassung vor die Oberste Vertretung der Nation, um ohne Vorbehalt von dem Amte des verfassungsmäßigen Präsidenten der Republik zurückzutreten, mit dem mich der Wille der Nation beehrt hat; und ich thue es mit umso mehr Recht, als mein Verbleiben im Amte notwendiger Weise weiteres Vergießen mexikanischen Blutes, Untergrabung des Kredits der Nation, Vergeudung ihres Reichtums, Verschließung ihrer Hilfsquellen und die Gefahr auswärtiger Konflikte im Gefolge haben müßte.“

„Ich hoffe, meine Herren Abgeordneten, daß nach erfolgter Beruhigung der Leidenschaften, die ja jede Revolution begleiten, eine gewissenhafte und begründete Einsicht in dem Gewissen des Volkes ein gerechtes Urteil aufkommen lasse, das mir in meiner Todesstunde die tiefinnere Überzeugung der gerechten Vergeltung jener Achtung verschaffen wird, die ich mein Leben lang meinen Mitbürgern bewiesen habe und fürderhin beweisen werde.“

Die Demission wurde angenommen und Expräsident Diaz reiste bereits wenige Stunden nach seiner Amtsentsagung nach Veracruz. Aber der blindwütende Haß seiner Gegner sollte sich nochmals in einem feigen Attentat auf den Präsidentenzug Luft machen. Anhänger Madero's schleuderten kurz hinter der Station Oriental auf den Zug eine Dynamitpatrone, durch die ein Sergeant getötet wurde. Bald darauf bemerkte der Zugführer, daß die Schienen eine Strecke weit aufgerissen waren. Als der Zug hielt, tauchten in der Nähe Gruppen Bewaffneter auf und begannen die Waggons zu beschießen, wurden aber von der den Zug zum Schutz begleitenden Abteilung Militär unter dem persönlichen Kommando des 81jährigen Expräsidenten nach einem Verlust von 20 Toten in die Flucht geschlagen.

Porfirio Diaz schiffte sich mit seiner Familie auf dem Dampfer „Ypiranga“ der H. A. L. ein und wurde hier mit aller gebührenden Aufmerksamkeit aufgenommen und während der Reise behandelt. —

Ich schrieb damals (in Nr. 31 des „Wanderer“, 1. Juni 1911):
„Welcher Art die Empfindungen des greisen Staatsmannes in diesen letzten Tagen und besonders beim Abschied von der Hauptstadt und der Küste seines geliebten Vaterlandes gewesen sein mögen, läßt sich nur entfernt ahnen, niemals in Worte fassen. Die Art wie der einst vergötterte Nationalheros von seinen eigenen Landeskindern, denen er ungezählte Wohlthaten erwiesen, wie er von dem größten Teile seiner früheren intimeren Anhänger und Mitarbeiter verleugnet und in ein bitteres Exil getrieben worden ist, bildet eine jener grandiosen Unfaßlichkeiten der Weltgeschichte, wie sie nur von blinder Volksleidenschaft begangen werden und nur ganz hochstehende Persönlichkeiten treffen können. Wenn jemals die Verabschiedung des Präsidenten Diaz „beschämend“ und „schmachvoll“ genannt werden sollte, so werden wir diesem Urteil rückhaltlos beipflichten . . .“ „General Diaz hat sich durch sein eminent patriotisches, selbstloses und aufopferndes Verhalten der letzten Tage und durch die ihm zuteil gewordene Behandlung den Ehrentitel eines Märtyrers seines Vaterlandes erworben — die einzige Erhöhung seines Ruhmes, die ihm die gerecht urteilende Geschichte noch gewähren konnte. Bereits werden in der Auslandspresse Stimmen laut, welche dem greisen Expräsidenten Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine in der Geschichte Mexikos beispiellosen Verdienste um Friede und Fortschritt hervorheben. Sie weisen mit Recht darauf hin, daß auch das mexikanische Volk nach Beruhigung der heute stürmisch wogenden Leidenschaften zu einer gerechteren Einsicht und Würdigung des Lebenswerkes von Diaz gelangen wird.“

Ein Blick hinter die Kulissen.

Es hat im Auslande und selbst in weiten Kreisen Mexikos überrascht, daß General Diaz „fast ohne Widerstand die Regierung niedergelegt und fluchtartig das Land verlassen habe“. Doch hatte der Präsident dafür seine guten Gründe. Dies war einmal sein Wunsch, dem Lande den Frieden wiederzugeben und damit sein Lebenswerk vor der drohenden Vernichtung zu retten, und wenn es ein Irrtum war (da ja von der kommenden maderistischen Ära wenig Gutes zu erwarten war), so war er doch in seinen patriotischen Motiven mehr als entschuldbar; denn Diaz glaubte damals gewiß, im Gegensatz zu den meisten seiner Ratgeber, besonders dem klugen und leidenschaftslosen Limantour, daß die

Revolution eine wirkliche und wahrhaftige Volksbewegung, daß ihre politischen Ziele mit dem Volkswillen identisch seien; der warme Patriot betrog den kühlen Staatsmann in Diaz; es war ihm, zumal nach den letzten Massenerfolgen der Revolutionsbewegung, die selbst Madero Simplicissimum überraschten, nicht mehr zweifelhaft, daß sein weiteres Verbleiben an der Spitze der Regierung dem Lande unwillkommen und darum unpatriotisch gewesen wäre. Wie es aber zu jenem Massenabfall der Diaz'schen Gefolgschaft kommen konnte, erklärt sich mühelos nur dem Kenner der politisch absolut unreifen, höchst impulsiven, leicht lenkbaren und im Grunde undankbaren mexikanischen Volksseele sowie der dem eigentlichen Ausbruch der Revolution vorangegangenen, von der Regierung mit allzu viel Nonchalance geduldeten monatelangen demagogischen Wühlarbeit der Maderisten. Ein weiterer, geradezu ausschlaggebender Grund für den Rücktritt Diaz' war die überraschende Thatsache, daß auch die Regierung der großen Union sich offensichtlich des maderistischen Unternehmens liebevoll anzunehmen begann. In der ersten Märzhälfte 1911 drohten die Vereinigten Staaten mit der Intervention in Mexiko — 20 000 Mann sollten an die Grenze geworfen und je ein Schlachtschiffgeschwader nach mexikanischen Häfen der Golf- und der Pacificküste beordert werden. Was außerdem hinter den Kulissen vor sich ging, daß ein bestimmender Druck auf Diaz von Washington aus in der sattsam bekannten amerikanischen Rücksichtslosigkeit geübt wurde, darüber ist natürlich von keiner der beiden Stellen aus offiziell das Geringste lautbar geworden, es folgt indessen mit hinlänglicher Deutlichkeit aus zahlreichen Indicien, die sich zur lückenlosen Beweiskette zusammensetzen.

An Gründen, gegen Mexiko verärgert zu sein, fehlte es der amerikanischen Regierung zur Zeit des Ausbruchs der maderistischen Revolution ebenso wenig wie bei irgend einer andern Gelegenheit, wenn sie darauf ausging, die schwache Nachbarregierung zu schikanieren. Seit langem war ihr der über die mexikanische Grenze von Süden her betriebene Chinesen- und Opiumschmuggel ein Dorn im Auge, und obwohl er von Mexiko in keiner Weise unterstützt oder begünstigt wurde, behaupteten die Machthaber in Washington doch stets, die Diaz'sche Verwaltung lasse es an der nötigen Energie zu seiner wirksamen Bekämpfung fehlen. Um die Zeit des Aufstandes Madero's kam in dieser Angelegenheit der amerikanische Generalkommissär Keefe nach Mexiko, um von der Regierung in naiver Rücksichtslosigkeit zu verlangen, sie sollte nach dem Beispiel der Union ein Gesetz gegen die Einwanderung der Chinesen in Mexiko erlassen. Der Mister zog aber natürlich mit langer Nase ab, denn Mexiko braucht dringend Kolonisten und sieht die chinesische Einwanderung gern, die sich in jenem Lande vorzüglich bewährt hat. Die volkswirtschaftlichen Bedingungen sind eben in dem alten, äußerst schwach bevölkerten und unentwickelten Aztekenlande nicht die gleichen wie in dem Gebiete der großen Union.

Im Jahre 1907 hatten die Yankees von Mexiko die Konzession erwirkt, die Bahia Magdalena an der Westküste von Niederkalifornien als Kohlen- und Schießübungsstation zu benutzen.

Der Vertrag lief im Dezember 1910, also gerade zur Zeit, als sich die Rebellen in Mexiko zu regen begannen, ab, seine wiederholt nachgesuchte Erneuerung wurde den Amerikanern verweigert, die daraufhin die Bucht räumten. In eben jene Zeit fallen die ersten Gerüchte, daß Mexiko die Bahía de Magdalena oder de todos Santos an Japan verpachtet habe. Daß die Amerikaner mit der Überlassung des maritimen Stützpunktes an ihre politischen Nebenbuhler im Stillen Ozean nicht einverstanden sein konnten, liegt auf der Hand. Die Affäre wirbelte in den Vereinigten Staaten viel Staub auf, die Presse ließ trotz der wiederholten mexikanischen Dementis nicht locker, zumal mehrere japanische Kriegsschiffe im Januar 1911 mexikanische Häfen zu verdächtigen „Höflichkeitsvisiten“ anliefen und ein Spezialgesandter des Mikado Unterredungen mit Díaz pflog, über deren wahren Charakter die Öffentlichkeit im Unklaren blieb. Es kam so weit, daß das amerikanische Blatt „The Sun“ Anfangs April die Sensation auftischte, Botschafter Wilson habe in Washington die Photographie des mexikanisch-japanischen Geheimvertrags vorgelegt, die ihm ein Beamter des Ministeriums des Äußern in Mexiko verschafft. Diese Meldung wurde zwar von mexikanischer, aber nicht von amerikanischer Seite dementiert. Es bestand also, wenn auch vielleicht nicht ein Geheimvertrag, so doch zweifellos ein heftiges (und wie es den Unbeteiligten scheinen mußte, nicht ganz unbegründetes) Mißtrauen gegen die Mexikaner und schon dieses mußte die Taft'sche Regierung zur Feindin der Díaz'schen machen.

Es kann unmöglich als zufälliges zeitliches Zusammentreffen aufgefaßt werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten in jenen Dezembertagen, als die Frage der Erneuerung der Magdalena-Konzession von Mexiko mit hartnäckigem Nein erledigt worden war, die von Díaz verlangte Auslieferung Madero's verweigerte, während sie doch früher die Gegner der Nachbarregierung, wie die Flores Magon, Villarreal, Gutierrez de Lara und Sarabia, auf das nachdrücklichste verfolgt hatte. Ebenso wurde später General Bernardo Reyes, der Ende 1911 eine Revolution gegen den inzwischen zur Regierung gelangten Madero unternahm, beim Betreten amerikanischen Bodens prompt verhaftet, als noch nicht einmal das dahingehende offizielle Gesuch von Mexiko aus eingereicht worden war.

Offiziell haben zwar die Vereinigten Staaten die maderistischen Revolutionäre niemals als „kriegführende Partei“ anerkannt (worum diese ebenso wie später Reyes, Orozco, Emilio Vazquez Gomez und Felix Diaz nachgesucht), aber sie haben Madero in einer, jeglicher internationalen Gepflogenheit hohnsprechenden Weise unterstützt und gefördert. Aus der Fülle des historischen Kleinmaterials seien aufs Geratewohl einige Belege dafür angeführt.

Gustavo Madero, der Bruder des Revolutionschefs, und Dr. Vazquez Gomez richteten schon Ende 1910 in der amerikanischen Hauptstadt eine „politische Agentur der mexikanischen Revolution“ ein — offen und ungestört! Es ist er-

wiesen, daß dieses Revolutionsbureau sich nicht darauf beschränkte, Kriegsmaterial anzukaufen und Freischärler zu werben, sondern selbst mit der amerikanischen Regierung (auf „inoffiziellen“ Umwegen) politische Verhandlungen führte. Von ihrem Inhalte ist bis jetzt nichts an die Öffentlichkeit gedrungen; er geht indessen mit mehr als wünschenswerter Deutlichkeit aus dem Verlauf der Dinge hervor. Wie erklärt es sich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten mit einemmale dem Waffen- und Menschen schmuggel über den Grenzstrom ruhig zusah und auf die wiederholten Vorstellungen der mexikanischen Konsuln nur mit einem ablehnenden Achselzucken antwortete? Und doch bestand damals das formelle Übereinkommen beider Regierungen noch zu Recht, nach welchem den Vereinigten Staaten die Bewachung der Nordgrenze Mexikos zukam, wogegen dieses sich verpflichten mußte, keine starken Grenzgarnisonen anzulegen.

Eine bedeutende Rolle spielte in der mexikanischen Revolution amerikanisches Menschen- und Kriegsmaterial. Große Freibeuterzüge gingen ungehindert über den Rio Bravo und wurden von Madero bereitwillig aufgenommen und weit besser behandelt als die eigenen Landsleute.* Im Januar 1911 drang sogar auf eigene Faust eine Schaar bewaffneter Amerikaner unter Führung eines sozialpolitischen Schwärmers namens Berthold in Niederkalifornien ein. — Als die Leute Orozco's sich der amerikanischen Grenze näherten, erklärte der amerikanische Minister des Innern, seine Regierung werde, falls Ciudad Juarez in die Hände der Revolutionäre falle, diese Zollstation als faktisch den Rebellen gehörig betrachten. Das amerikanische Kriegsministerium ließ Anfangs Februar 1911 über dem mexikanischen Gefechtslande seine Aeroplane „militärischen Aufklärungsdienst“ üben, von dem höchst wahrscheinlich die Rebellen profitierten. Als einige Kugeln der mexikanischen Regierungstruppen, die gegen die an das Flußufer angelehnten Maderisten zu kämpfen gezwungen waren, über die Grenze flogen, erhoben die amerikanischen Staatsbehörden großes Geschrei und drohten mit sofortiger bewaffneter Invasion im Wiederholungsfalle. Auf Grund dieser Drohung wurde auch die Verteidigung von C. Juarez, auf ausdrückliche Ordre von Mexiko aus, unter höchst störenden Einschränkungen geführt, sodaß der Ort den Rebellen in die Hände fiel. In El Paso und San Antonio, Texas, tagten von Dezember 1910 bis Ende Februar 1911 offen und unbehelligt maderistische Revolutionskomités. Nach Aussage des Dr. Vazquez Gomez bestand unter den Führern der Revolution der Plan, daß Madero sich so lange auf amerikanischem Territorium aufhalten sollte, bis die Revolutionäre einen Ort eingenommen hätten, wo die „provisorische Regierung“

* So auch Ricciotti Garibaldi, der Sohn des berühmten italienischen Freiheitshelden, der sich als Revolutionär und Volksbefreier von Profession auch da vorzudrängen liebt, wo seine Dienste weder gewünscht werden noch angebracht erscheinen.

engerichtet werden konnte. Das beweist, daß sich Madero auf amerikanischem Boden sicher fühlte und jedenfalls entsprechende Garantien erhalten hatte. Das alles war Diaz natürlich bekannt. Er sandte deshalb seinen persönlichen Freund und früheren Botschafter in Washington Joaquin D. Casasus nach der amerikanischen Hauptstadt, um auf Taft und Knox einzuwirken; die Wirkung war ein Brief Taft's an den Gouverneur von Texas und die öffentliche Bekanntmachung des letzteren, die Texaner sollten sich der Teilnahme an Flibustierexpeditionen enthalten. . .

Der ursächliche Zusammenhang zwischen den folgenden Ereignissen ist unverkennbar: In den ersten Märztagen kündigt die amerikanische Regierung ihre Absicht an, ein Armeekorps an die mexikanische Grenze zu werfen und zwei Schiffsgeschwader nach mexikanischen Häfen zu senden. Der damals auf seiner Rückreise nach Mexiko gerade in New York gelandete Limantour hatte dafür nur die trockene Bemerkung: „Intervention in Mexico means war“, was ihn indessen nicht hinderte, im Verein mit dem mexikanischen Botschafter de la Barra die Revolutionsagenten Francisco Madero (Vater des Revolutionschefs), Gustavo Madero und Dr. Vazquez Gomez im Hotel Astor in New York, wo die Genannten abgestiegen waren, aufzusuchen und mit ihnen in Friedensunterhandlungen zu treten. (Limantour handelte damit gewiß nicht nach seinem persönlichen Geschmack, sondern auf Diaz'sche Ordre). Taft wiegelt ab: die Truppen in Texas sollen nur manövriren, und zwar jetzt nur ein halbes Armeekorps, und die Entsendung der Kriegsschiffe unterbleibt ganz. Nebenbei sei bemerkt, daß die New Yorker Presse damals fast allgemein der Ansicht war, die Friedensverhandlungen würden unter dem Vorsitz des amerikanischen Kriegsministers geführt. Diaz zog die Verhandlungen hin in der vagen Hoffnung, Madero werde sich durch die Drohung der amerikanischen Invasion zur Niederlegung der Waffen bestimmen lassen, wie es im Sinne Diaz' seine Pflicht als Patriot gewesen wäre. Er sollte bald die große Enttäuschung erleben, daß Madero nicht ein ehrlicher Revolutionär, vielmehr ein Vaterlandsverräter und mit dem Erbfeind Mexikos im Komplott war; daß ihn jene Drohung nur zu noch dreisteren Forderungen ermutigte. Mit ohnmächtigem Zähneknirschen durchschaute der alte General wohl erst damals das perfide Ränkespiel der politisch-geschäftlichen Firma Madero-Onkel Sam, sah den inneren Feind mit dem äußern im Bunde und mochte nachgerade an dem Erfolg seines patriotischen Kampfes verzweifeln.

Limantour nahm, als Resultat der „Friedenskonferenzen“, aus den Händen Francisco Madero Vaters elf Forderungen der Revolutionäre entgegen, die er General Diaz telegraphisch übermittelte. Es verdient betont zu werden, daß die Frage des Rücktritts Don Porfirio's damals noch nicht zu existiren schien und in jenen Forderungen mit keiner Silbe berührt wurde. Madero aspirirte damals (wie bei den Wahlen von 1910) nur nach der Vicepräsidentschaft. Eine Forderung der Revo-

lutionäre lautete: Corral sollte zurücktreten und an seiner Stelle sollte Madero „gewählt“ werden, um sich also der Diaz'schen Regierung zu aggregieren.

Diaz wies die Bedingungen zurück. Die letzten Erfahrungen hatten ihm die Augen über einige Zusammenhänge geöffnet und er mochte sich mit Recht sagen, daß die maderistisch-amerikanische Intrigue bis zu Ende gespielt werden mußte, damit die Wahrheit dieser politischen Komplizität eines Tages ins Licht der geschichtlichen Forschung gerückt werde und er selbst gerechtfertigt dastehe.

Unmittelbar nach Empfang der Diaz'schen Absage verließ Limantour New York, doch nicht ohne den ihn ständig umlagernden amerikanischen Reportern eine schriftliche, sehr ausführliche Darstellung des damaligen Standes der Dinge zurückzulassen. Teile dieser Erklärung wurden darauf in den verschiedensten Zeitungen veröffentlicht, aber ihre interessanteste Stelle von allen wie auf Verabredung unterdrückt. Sie lautete: „Offensichtlich haben die Amerikaner, indem sie sich dieser Bewegung“ (d. h. revolutionären B.) „direkt oder indirekt anschlossen, unter dem Einfluß einer Verstimmung gegen die Regierung Mexikos gehandelt, freilich ohne sich darüber klar zu werden, daß der Schaden, den sie angerichtet haben, die amerikanischen und die mexikanischen Interessen gleicherweise trifft. Vermutlich wissen Sie (sic), daß in den zwei Staaten, auf die sich die Unruhen fast ausschließlich beschränkt haben, mehrere tausend Amerikaner und Millionen amerikanischen Kapitals in Mitleidenschaft gezogen sind. Die Minenindustrie und was damit zusammenhängt in den Staaten Chihuahua und Sonora liegt in den Händen von Amerikanern. Jetzt stehen diese Betriebe zum großen Teile still, und daran tragen — ich muß es sagen — die skrupellosen Amerikaner diesseits der Grenze, die die Revolution unterstützen, mehr Schuld als die in Mexiko lebenden . . .“ So sagte der Mann, der nicht nur Mexikos Finanzminister, sondern dem der Präsident Diaz auch ein intimer und stets aufrichtiger Freund war; Limantour mußte also auch über die damals hinter den Kulissen spielenden Ränke und Intriguen genau unterrichtet sein. Er war nach den Vereinigten Staaten mit tiefem Groll gekommen, den er auch garnicht zu verbergen trachtete. Er unterließ es demonstrativ, der noch immer offiziell „befreunden Nachbarregierung“ die üblichen Höflichkeitsvisiten zu machen und aus allen seinen Äußerungen, die er vor Reportern und andern über die mexikanische Revolution that, sprach seine ehrliche patriotische Entrüstung über das perfide Verhalten der amerikanischen Regierung.

Als Madero nach dem Rücktritt des großen Präsidenten seine Triumphfahrt als „Befreier des Volkes“ nach der Hauptstadt Mexiko antrat, verabschiedete er sich von seinen treuen Bundesgenossen jenseits des Rio Bravo mit folgender Dankrede: „Ehe ich mexikanisches Gebiet betrete, will ich mich von der edlen amerikanischen Nation (!) verabschieden, die uns wieder einmal Beweise ihrer aufrichtigen Freundschaft (!!) gegeben hat. Das a me-

rikanische Volk hat in den entscheidenden Augenblicken zu uns gehalten, hat zu dem mexikanischen Volke“ (lies: den Revolutionären) „gehalten und nicht zu seinen Tyrannen“ (lies: der legitimen Regierung); „und diese Haltung des amerikanischen Volkes hat bewirkt, daß wir gegen es eine unauslöschliche Dankbarkeit empfinden, die sich in freie, freundschaftliche und enge Beziehungen umsetzen wird. Nicht die offizielle Höflichkeit zwischen beiden Regierungen, sondern die Brüderlichkeit beider Völker“ (nichts kann angesichts der tiefgehenden ethnischen, volkswirtschaftlichen und politischen Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der Amerikaner und der Mexikaner abgeschmackter sein als diese plumpe, unaufrichtige Schmeichelei Madero's) „wird die Grundlage unserer internationalen Beziehungen bilden.“

Deutlicher hätte der Revolutionschef die Beihilfe des nationalen Erbfeindes zu seinen persönlichen ehrgeizigen Aspirationen garnicht bezeugen können.

Nach der Behauptung des mexikanischen Politikers Dr. Luis Lara Pardo („De Porfirio Diaz á Francisco Madero“, S. 198) soll Francisco Madero Vater als kaufmännischer Chef der Revolutionsfirma Madero, wie auf beiden Seiten des Rio Bravo bekannt sei, eine außerordentlich wertvolle Petroleumkonzession in Mexiko an ein mächtiges amerikanisches Syndikat, dem einflußreiche Politiker angehören, verkauft und dafür verschiedene Millionen Dollars erhalten haben. Auf jeden Fall haben beide Teile mit ihrem sauberen Pakt ein gutes Geschäft gemacht. Madero's Revolution wäre ohne die doppelte amerikanische Hilfe: die finanzielle von Wall Street und die politische vom Weißen Haus kläglich gescheitert; der kleine Pseudochief erreichte mit dieser Hilfe sein und seiner Verwandten lange erstrebtes Ziel: die Präsidentenwürde und damit die Gelegenheit zur schamlosesten Bereicherung, die der würdige Bruder des Präsidenten Madero, Gustavo Madero, seither denn auch kräftig wahrgenommen hat. Der Gewinn der Vereinigten Staaten aber ist die völlige Beherrschung der mexikanischen Regierung, solange sie den Namen ihres ergebenen Dieners Madero trägt, und die beruhigende Gewißheit, daß die Frucht der Interventionsgelegenheit nun umso ungestörter heranreift und in absehbarer Zeit selbst größere Opfer an Geld und Blut überflüssig machen dürfte. Deshalb also auch die sonst unerklärliche Nachsicht und Milde der Yankees gegenüber den seit zwei Jahren ungemindert fortbestehenden inneren Unruhen der Nachbarrepublik (in der es doch viele Tausende von amerikanischen Bürgern und ca. 500 Millionen Dollars amerikanischen Kapitals zu schützen gelten sollte): sie lassen den kleinen politischen Hanswurst weiter schalten, weil er ihnen vortrefflich die Wege zur Intervention ebnet (und gewiß nicht deshalb, weil er sie hofirt und eine edle Nation genannt hat). Taft hat das im Januar ds. Js. klar genug ausgesprochen, als er die amerikanische Intervention „augenblicklich inopportun“ nannte, denn die Mexikaner würden die amerikanischen Kolonisten, Männer, Frauen und Kinder, massakriren. Aber

er ließ doch gleichzeitig die Frage für später offen. Man kann sich das mit Leichtigkeit ergänzen. Die Amerikaner werden in dem Augenblick ihre gewaltige Hand auf Mexiko legen, wo sie es ohne allzu großes Risiko thun können, wo es ein „business“ geworden ist. Dieser Augenblick erscheint heute nicht mehr fern; er wird durch Madero vorbereitet. Durch die unaufhörlichen Unruhen, Plünderungen und Morde wird es so weit kommen, daß die friedliche Bevölkerung des unglücklichen Landes ein Ende mit Schrecken den Schrecken ohne Ende vorzieht und die Amerikaner ins Land ruft. Darauf wartet man jenseits des Bravo, das wird das ersehnte „business“ sein. . . Und mittlerweile reift die Frucht und es raucht die Brandfackel, die Madero mit Willen aufgesteckt hat und die nun gegen seinen Willen weiter lodert.

Mit Diaz nahmen ihren Abschied der Vicepräsident Corral und das gesamte Ministerkabinet. Der seitherige Minister des Äußern, Herr Francisco L. de la Barra, übernahm der Verfassung gemäß bis zur Neuwahl der höchsten Exekutivbeamten die interimistische Präsidentschaft.

Von den zahlreichen Manifesten und Proklamationen der scheidenden und kommenden Regierungsmänner, die in jenen Tagen, Ende Mai 1911., veröffentlicht wurden, dürfte besonders die Rücktrittserklärung des Finanzministers José Yves Limantour, der als hervorragender Vertrauensmann des Generals Diaz 18 Jahre lang sozusagen einen integrierenden Teil des ancien régime gebildet und sich als kluger und ehrlicher Verwalter seines Ressorts bewährt hatte, die breitere Öffentlichkeit interessieren:

„Die Friedensmission, die mich nach meiner Rückkehr nach Mexiko, Ende März, bestimmte, an der Spitze des Finanzministeriums zu verbleiben, hat ihr Ende erreicht. Andererseits schneidet der Entschluß des Herrn Präsidenten der Republik, sein Amt niederzulegen, die letzten Bande entzwei, die mich noch an die Ausübung eines öffentlichen Amtes knüpfen. Es ist also der Augenblick gekommen, meinen jahrelang gehegten Vorsatz, mich ins Privatleben zurückzuziehen, zur Ausführung zu bringen, und ich gestatte mir deshalb, Ihnen meinen formellen Rücktritt von dem Amte des Sekretärs der Finanzen und des öffentlichen Kredits zu übermitteln, das ich die Ehre hatte während eines langen Zeitraumes zu verwalten.“

„Es sei mir gestattet festzustellen (nicht aus Eitelkeit, denn ich bin mir bewußt, daß meine persönlichen Leistungen sehr bescheiden sind, sondern für den Fall, daß dereinst vor der Geschichte die Verantwortlichkeiten der gegenwärtigen politischen Lage dargelegt werden), daß sich im Staatsschatze, dessen Kassen ich leer übernahm, heute, nach der sechsmonatigen Revolution, mehr als 60 Millionen Pesos in verfügbarem Gelde befinden und ohne bemerkenswerte schwebende Schulden; daß der Kredit der Republik kürzlich derart gestiegen ist, daß unsere vierprozentigen Titel fast pari notirten und daß während meiner

Finanzverwaltung alle Zweige der öffentlichen Verwaltung reichlich dotirt waren, obwohl die Last der Staatssteuern sich wesentlich verringert hat.“

„Ich bitte Sie, Herr Minister, dem Herrn Präsidenten der Republik“ (damals noch Porfirio Diaz) „meinen Rücktritt vom Amte zu übermitteln und ihm zugleich die Versicherung meiner ausgezeichneten Ergebenheit und meines tiefgefühlten Dankes für die so äußerst zahlreichen Vertrauensbeweise, die er mir entgegengebracht, zu erneuern sowie sich für Ihre Person, Herr Minister, meiner besonderen Wertschätzung und ausgezeichneten Hochachtung versichert zu halten.“

Francisco I. Madero.

„Nein, er gefällt mir nicht,
der neue Burgemeister.“

M a d e r o, der siegreiche Revolutionschef, trat als „inoffizieller Ratgeber“ dem interimistischen Präsidenten de la Barra zur Seite. Diese unverantwortliche Machtstellung (eine von den maderistischen „Friedensbedingungen“) brachte den ehrgeizigen Mann seinem heißersehnten Ziele, der Erlangung der Präsidentenwürde, um ein gutes Stück näher. Sein ganzes Sinnen und Trachten war von nun an, während langer, banger fünf Monate, auf die Befestigung seiner politischen Macht und die Sicherung seiner Wahl gerichtet.

Ein siegreicher Revolutionär wird eo ipso zum anerkannten Helden, der Erfolg adelt, das „fait accompli“ verleiht Recht und Legitimität. So ist es immer gewesen und so war es auch im Falle M a d e r o. Nicht nur die kritiklose Menge seiner Landsleute, auch das Ausland sah nach dem Sturze von Diaz in M a d e r o den Helden, dessen „Intelligenz und Thatkraft“ es gelungen war, sich zur höchsten Würde im Staate aufzuschwingen. Ach nein, die Wahrheit lautet ganz anders, nicht entfernt so schön und erfreulich!

F r a n c i s c o I. M a d e r o entstammt einer (ursprünglich portugiesischen) weitverzweigten Familie von Großgrundbesitzern, die, wie alle großen Landwucherer in Mexiko, durch rücksichtslose Ausbeutung der armen, wie Sklaven behandelten Landbevölkerung zu großem Reichtum gelangt ist. Er ist jetzt 39 Jahre alt, von auffallend kleiner Statur, ein zierliches und lebhaftes Männchen, wenig geübt in der Kunst der Selbstbeherrschung, impulsiv und extrem in seinen Gefühlsäußerungen, eher kindlich eitel als ehrgeizig, feige und mißtrauisch bis zur Lächerlichkeit, ein Virtuose als Lügner und Ränkeschmied, moralisch wie ästhetisch unsauber, ein selbstherrlicher „Übermensch“, sofern er sich seine eigene, höchst zweifelhafte Ethik geschaffen, ein Sonderling, sofern er sich des Fleisch- und Alkoholgenusses enthält, ein Narr, da er dem Spiritismus huldigt und mit den unmöglichsten Geistern vertraute Zwiesprache unterhält und sich bei ihnen Rat holt, ein Geisteskranker, der an zirkulärem Wahnsinn leidet und dem selbst einige Tobsuchtsanfälle nachgewiesen sind. — Und solch ein Mensch kann einen Diaz stürzen und selbst an die Spitze einer Nation von 16 Millionen Seelen treten? Der Gedanke muß auf den ersten Blick absurd, allen historischen Erfahrungen und selbst den Grundgesetzen des menschlichen Denkens widersprechend.

anmuten. Und doch stehen alle die angeführten Dinge als unverrückbare Thatsachen nebeneinander. . . .

Im Nationalpalast pflegt das kleine aufgeregte Männchen seinem Hochgefühl als Herrscher u. dgl. bei Empfängen in höchst lächerlicher, kindischer Weise Ausdruck zu geben. Er empfängt z. B. Deputationen seiner Unterthanen in der eindrucksvollen und würdevollen Haltung eines gelangweilten Orangutangs: mit auf den Sitz heraufgezogenen Beinen auf dem Präsidentenstuhl hockend und mit dem berüchtigten blöden Grinsen auf dem landesväterlichen Antlitz. Das kostbare Stück Möbel mußte eines Tages schleunigst einer gründlichen Reparatur unterzogen werden, da es der Herr Präsident, als trefflicher Kopist einer bekannten Kgl. Roheit, während einer Audienz im Jähzorn mit Fußritten zertrümmert hatte. Es handelt sich hier keineswegs um böswillige Erfindungen oder Gerüchte, vielmehr um wohlverbürgte Thatsachen, die als solche s. Zt. die mexikanische Presse beschäftigten.

Madero ist auch — und das erklärt wieder manche seiner zahllosen Extravaganzen und Entgleisungen — geistig anormal, er krankt an spiritistischen Wahnideen und befragt in allen wichtigen Dingen die Geister um Rat. (Daher auch sein unzerstörbarer Optimismus in den verzweifeltsten Lagen.) Als Medium fungirt seine kleine, verschlagene Frau, die auf diese Weise heute die Geschicke der Republik mit ihren kurz vor dem Regierungsantritt ihres erlauchten Gatten zum ersten Male manikürten Händchen lenkt. . . . Daß Madero eins seiner Kinder, das an Diphtheritis erkrankt war, mit Hilfe der Geister zu Tode kurirte, indem er den Geist seines jung verstorbenen Bruders konsultirte und keinen Arzt an das Krankenbett des Kindes heranließ, wird in Parras (dem Geburtsort Madero's) und San Antonio, Texas, von Zeugen versichert. — In einer Sitzung politischer Vertrauensmänner geriet Madero plötzlich zum Entsetzen seiner Freunde in visionäre Verzückerung, indem er, seine Umgebung völlig vergessend, auf ein vor ihm stehendes Glas Wasser starrte und sich mit dem daraus hervorsteigenden Geiste Benito Juarez' (des großen mexikanischen Präsidenten) zu unterhalten begann. Seine bestürzten Besucher holten Frau Madero, die ihre Finger in das gleiche Glas tauchte und ihrem Gatten einige Tropfen Wasser ins Gesicht spritzte, worauf er bald wieder zu sich kam und die Verhandlungen fortgesetzt werden konnten. Wenige Minuten später stellte sich ein zweiter Anfall ein: Madero sprang vom Stuhl auf und begann mit verglastem Blick rund um den Tisch zu rennen, indem er unaufhörlich murmelte: „Das ist das Liebesmaschinchen“ (Titel einer damals aufgekommenen musikalischen Posse). Als der arme Kranke wohl zum zehnten Male den Tisch umkreist hatte und es auch seiner Frau nicht mehr gelingen wollte, ihn zu sich zu bringen, verließen ihn die Parteiführer in gedrückter Stimmung. Dieser Vorfall ereignete sich vor den Wahlen. Er ist mir von einem einwandfreien Augenzeugen mündlich mitgeteilt, übrigens auch in einem Teile der mexikanischen Presse besprochen worden. Die Thatsache aber, daß der heutige Präsident Mexikos ein überzeugter Spiritist ist und vor allen wichtigen Regierungshandlungen den Rat der Geister durch Vermittlung seiner Frau ein-

holt, ist mir von einem persönlichen Freund Madero's, der selbst Spiritist ist und diesen in die Kunst der Geisterbeschwörung eingeführt hat, erzählt und wiederholt bestätigt worden. Sie ist außerdem in der Stadt Mexiko öffentliches Geheimnis. —

Madero wäre wegen seiner geistigen Abnormität kaum zu tadeln, wenn er Privatmann geblieben wäre, ja es gingen alle diese Dinge die Öffentlichkeit wenig oder garnichts an; wird aber ein solcher Mensch von dem wahnwitzigen Ehrgeiz befallen, ein großes Land regieren zu wollen, dann gehen sie die Öffentlichkeit sehr viel an. Ein Mann wie Madero wäre in unserm korrekten Deutschland für den kleinsten Beamtenposten absolut ungeeignet — in Mexiko war der Mann für den Posten des Staatsoberhauptes gerade recht; in Deutschland würde ein solcher armer Narr, wenn er sich an die Öffentlichkeit wagte, flugs mit dem Irrenhause Bekanntschaft machen — in Mexiko zog er im Triumph in den Nationalpalast ein. . . .

Politisch betrachtet konnten Kenner der Verhältnisse in Madero von allem Anfang an nichts anderes sehen als einen Narren oder einen Betrüger. Das lag daran, ob er selbst an die Durchführbarkeit seines politischen Reformprogramms glaubte oder nicht. Schon lange, und zwar reichlich vor der sogenannten Präsidentenwahl, hatten alle Einsichtigen und ander maderistischen Beutepolitik Uninteressirten Madero als Betrüger erkannt. Was er dem „armen, geknechteten Volke“ versprach, war für mexikanische Verhältnisse politische Utopie, war schlimmer: ein nie und nirgends realisirbares politisches Wolkenkuckucksheim. Die wichtigste Forderung der Revolution lautete: Wirkliche Volks-wahlen! Das mag noch hingehen, es ist, wenn auch einstweilen in einem Lande wie Mexiko mit seinen 70 bis 80% Analphabeten nicht mehr als ein frommer Wunsch, doch immerhin ein hohes politisches Ideal, das eine ehrliche Volksregierung nicht aus den Augen verlieren darf. Auch die zweite Forderung: „Nichtwiederwahl der höchsten Staatsbeamten!“ wär ein gewissem Sinne zu unterschreiben, wengleich auch sie in einem noch niemals demokratisch regierten Land einen schweren Stand haben muß. An dritter Stelle figurirte das Verlangen, die in wenigen Händen befindlichen Großgrundbesitze ohne weiteres unter die arme und so gut wie rechtlose Landbevölkerung aufzuteilen; und schon diese Forderung, der ja jeder rechtlich Denkende in der Theorie applaudiren wird, stößt auf ungeheure, schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Die ersten Versuche, die mit ihrer Verwirklichung gemacht wurden, hatten zur Folge, daß der famose Gustavo Madero und einige andere „Freunde des Volkes“ sich die Taschen füllten. Aber Madero versprach noch mehr, o viel mehr! Wenn der kleine Mann in et was groß gewesen ist, so war es in seinen ziel- und uferlosen Versprechungen. Er versprach dem Volke die Befreiung von Grundsteuern und andern Staatslasten, den Arbeitern versprach er doppelte und dreifache Löhne, seinen Anhängern die schönsten Minister- und Gouverneurposten. Und es kam hauptsächlich deshalb zu den späteren widerlichen Zwistigkeiten unter den Maderisten, weil nicht annähernd so viele schöne Posten überhaupt vorhanden waren, als

Madero seinen Freunden versprochen hatte. . . . Die Taktik ist ja unsterblich, aber nie zuvor war sie so schranken- und gedankenlos geübt worden wie von Madero vor seiner Wahl.

Als seine Freischärler noch den amerikanischen Touristen am Rio Bravo Vorstellungen gaben, versprach Madero: wenn das Volk der Revolution zum Siege verhilft, werden alle seine Wünsche erfüllt werden; als Diaz gegangen war, versprach Madero: wenn das Volk mich zu seinem Präsidenten erwählt, wird es frei und glücklich werden; als dann in General Reyes und de la Barra Gegenkandidaten zur Präsidentenwürde auftraten, bzw. aufgestellt wurden, versprach Madero: wenn ihr mir freie Hand laßt, sollst du, Reyes, von mir zum Kriegsminister und du, de la Barra, zum Minister des Auswärtigen gemacht werden; als der Räuberhauptmann Zapata entwaffnet und unschädlich gemacht werden sollte, versprach Madero: bleibe nur unter den Waffen und mir treu ergeben, so wirst du es nicht zu bereuen haben; als die mächtige klerikale Partei Miene machte, eigene Kandidaten für die höchsten Staatsämter aufzustellen, versprach Madero: bekenne dich zu meiner Kandidatur und ich will mich dafür durch Ignorieren der dir so unbequemen liberalen Reformgesetze erkenntlich zeigen (das zynische Versprechen eines eklatanten Verfassungsbruchs, gegeben von dem Manne, der als Hüter der Gesetze an die Spitze der Regierung treten wollte); als er endlich gewählt war und Bedenken laut wurden, ob ihm auch die baldige Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Lande gelingen werde, versprach Madero: drei Tage nach meinem Regierungsantritt wird es keinen Zapatisten mehr geben (so wörtlich versprochen!); als die drei Tage und noch dreißig um waren und das Volk hier und da ungeduldig zu werden begann, daß noch nicht eine einzige der vielen schönen Versprechungen eingelöst worden war, stellte Madero einen neuen Wechsel aus, indem er mit gut gespielter verhaltener Entrüstung erklärte: laßt mir doch Zeit, wie kann ich das alles im Handumdrehen erledigen? Und das Volk sah es gutmütig ein und bewilligte seinem Helden und Liebling gerne eine neue Frist. Nur ist es leider die gleiche, die die auf der Lauer liegenden Ver. Staaten brauchen, um das Land vollends mürbe zu machen und eine erfolgreiche „friedliche Intervention“ anzubahnen. —

Verstand es Madero auf der einen Seite, ihm wirklich unbequeme Hindernisse mittelst heuchlerischer Versprechungen und glatter Worte zu beseitigen, so scheute er nicht vor den brutalsten Mitteln zurück, wo sie ihm zur Befestigung seiner „Popularität“ angebracht erschienen. Als sein politisches Prestige im Juli und August (zwei Monate nach dem Sturze von Diaz!) offensichtlich abflaute, das Volk maderomüde zu werden begann und man allgemein bereits mit einem Fiasko seiner Präsidentschaftskandidatur rechnete, ließ Madero einige tausend Pelados (die soziale Hefe des Volkes, Zeitungsverkäufer, Schuhputzer, Bettler und Taschendiebe) zusammenschleppen und, gegen Bezahlung von je 25 und 50 centavos, unter wüstem Geschrei und den fatalen Rufen: Viva Madero! durch das Centrum der Hauptstadt ziehen. Solcher „Volksmani-

festationen“, die mit beginnenden Straßenrevolten und Exzessen gegen alles, was nicht Pelado und — Maderofreund war, eine verzweifelte Ähnlichkeit hatten, mußten im Laufe eines Monats mehrere inszeniert werden, bis die gewünschte „politische Stimmung“ wiederhergestellt war. Als aber die reyistische Partei sich ebenfalls dieses wirksamen Mittels, politische Aufklärung ins Volk zu tragen, bedienen wollte, wurden ihre Manifestantengruppen von der eiligst mobilisierten Pelado-Leibgarde des großen Befreiers furchtbar verhauden und selbst der damals noch ehrwürdige General Reyes von besonders pflichteifrigen Anhängern Madero's beschimpft, verwundet und in maiorem Maderonis gloriam ausgeraubt.

Damit Hand in Hand ging die Taktik Madero's, sich durch Erfindung von Attentatsgerüchten „populär“ zu machen. Auch das war auf die kritiklose Menge des Lumpenpöbels berechnet, denn halbwegs urteilsfähige Leute fielen nach der zweiten oder dritten Wiederholung auf den Schwindel nicht mehr herein, und er wurde dreist mehr als ein Dutzendmal wiederholt. Man kommt hier fast von selbst auf die Annahme, daß wohl auch die Geister dabei ihre Hand im Spiel hatten, indem sie ihrem gläubigen Famulus allerlei Dinge einbliesen, die in ihren Einzelheiten nie an die Öffentlichkeit gedrungen sind.

Aber was will das alles sagen gegenüber dem feigen Attentat und niederträchtigen Verrat, den Madero in der zweiten Augushälfte 1911 an seinem Volke beging! Und hier handelte es sich um ein wirkliches, greifbares Attentat, nicht um ein Hirngespinnst. Derselbe Madero, der in seinem krankhaften Mißtrauen eine ganze Reihe ihm treu ergebener Generale und Politiker, sogar seine frühere „rechte Hand“ und das „Gehirn der Revolution“: Dr. Vazquez Gomez, derart brüskirte, daß sie seine Sache verließen und zum Teil zu seinen Gegnern übergingen, derselbe Madero, der sich zu der Ungeheuerlichkeit verstieg, die Ehre des damaligen Präsidenten de la Barra anzutasten, in dem die gesamte öffentliche Meinung Mexikos den vollkommenen Ehrenmann und lauterer Patrioten erkannte und hochschätzte, derselbe Madero, der die besten Männer und reinsten Gesinnungen mit Schmutz bewirft, scheute sich nicht, im August 1911 den vielfach überführten Räuber, Brandstifter und Mörder, die Gottesgeißel Mexikos, Zapata, auf dem Marktplatze von Cuautla zu umarmen und einen „höchst ehrenwerten General“ und seinen „guten Freund“ zu nennen. Darauf hielt der damalige Präsidentschaftskandidat Madero an die Räuberhorde Zapatas eine Ansprache: „das tapfere Heer“ sollte treu zu ihm halten und in der Stunde der Entscheidung mit den Waffen für ihn eintreten. Madero hatte nämlich damals in seiner Rolle als unverantwortlicher Ratgeber der Regierung eine Art Friedensmission übernommen und versprochen, er werde die Zapatisten, seine Anhänger, schon zur Niederlegung der Waffen bestimmen. Kein Mensch, am wenigsten der ehrliche und vertrauensvolle Präsident de la Barra, konnte ahnen, daß der

listig-feige Madero an seinem Volke dadurch zum Verräter werden würde, daß er die Banditen nicht zur Niederlegung der Waffen, sondern vielmehr zum Verbleiben unter denselben zu seinen persönlichen, ehrgeizigen Zwecken aufforderte! Zapata selbst hat seitdem der Hauptstadt — incognito, wie es sich gehörte — mehrere Besuche abgestattet und sie unbehelligt wieder verlassen. . . . Da Madero sich der Banditen zur Unterstützung seiner „Wahl“ versichert halten wollte, vereitelte er auch in der Folge und zwar bis zum Augenblick seines Regierungsantritts die wirksame Bekämpfung der Zapatisten teils durch Intriguen, teils durch angemäßte Gegenordres, über die mancher alte, ehrliche General in Verzweiflung geriet.

Nie zuvor ist in Mexiko die offizielle Spionage so rücksichts- und schamlos betrieben worden, wie jetzt unter dem „Wiederhersteller der demokratischen Freiheit“. Sie geht um in öffentlichen Lokalen, in Freundeskreisen, in Familien, und sie hatte sich schon vor dem Regierungsantritt Madero's zu einem veritablen Lockspitzeltum ausgewachsen. Ihm fielen u. a. zwei Generäle des alten Regimes zum Opfer, denen man maderistische Agentsprovocateurs, indem sie sich für Vertrauensmänner von Reyes ausgaben, gefälschte Briefe überbrachten, in denen Reyes sie scheinbar auf seine Seite zu ziehen suchte. Als die Militärs, die von Madero nichts Gutes für ihr Vaterland erwarteten, auf das vermeintliche Anerbieten von Reyes (das nichts Unehrenhaftes enthielt) eingingen, wurden sie als „Hochverräter“ verhaftet.

Die Presse, die der Revolutionschef vor seinem Regierungsantritt umschmeichelte und zur freien, ungehinderten Meinungsäußerung geradezu ermutigte (er sagte wörtlich: „Ich werde nicht diejenigen als meine wahren Freunde betrachten, die meine Handlungen unbesehen billigen, sondern die, welche daran Kritik üben und mich über meine Irrtümer belehren“), wurde, als er sein Ziel erreicht hatte, mit allen erdenklichen Mitteln, gesetzlichen und ungesetzlichen, schikanirt und verfolgt. Unter den wichtigsten Vorwänden ließ Madero ihm unbequeme Journalisten einsperren; von vielen weiß man bis heute nicht, was aus ihnen geworden ist; einer, namens Carrasco, mußte seine freie Meinungsäußerung mit dem Leben büßen; er wurde im Februar ds. Js. standrechtlich erschossen. So schlimm wie heute unter Madero war es mit der, von der Revolution ausdrücklich garantirten „Gewissensfreiheit“ und Preßfreiheit selbst unter der Diaz'schen Herrschaft, die politische Opposition in irgend welcher Form nicht aufkommen ließ, gewiß nicht bestellt. Aber unter Diaz hatte auch die Presse nicht den tausendsten Teil dessen zu bemängeln und zu kritisiren, was heute gewissenhafte Journalisten in einfacher Erfüllung ihrer Pflichten an den Pranger der öffentlichen Meinung stellen müssen.

Sobald Madero sein politisches Ziel: die Sicherung seiner Wahl, erreicht hatte, scheute er sich nicht, alle, die ihm dazu behilflich gewesen waren, aber im Grunde durch ihre ideal patriotischen Anschauungen und Forderungen unbequem wurden, zu verleugnen.

Noch vor der Wahl sagte er sich von seiner eigenen Partei, die ihn doch als Politiker auf den Schild gehoben und der er seine Wahlchancen allein zu verdanken hatte, los und gründete eine neue, rein personalistische Partei aus ihm ergebenden, weil von ihm mit Versprechungen geköderten Elementen. — Dem Parlament und dem regulären Heer, beides Diaz'sche Erbschaften, galt sein ärgstes Mißtrauen. Während er sich aber an jenem denn doch nicht zu vergreifen wagte, faßte er allen Ernstes den wahnwitzigen Plan, das ihm verhaßte Heer (das ja gegen ihn gekämpft hatte) vollständig aufzulösen und durch die zweifelhaften exrevolutionären Streitkräfte, die alle etwas nach Banditentum rochen, zu ersetzen. Das war damals, als die Städte von jenen verdächtigen, bis an die Zähne bewaffneten, in funkelnagelneuer (meist gestohlener) Gewandung steckenden Burschen wimmelten, die sich grünweißrote Bänder am Hut oder Arm angebracht hatten und „Oberste“ und „Generäle“ nannten; damals als ein fünfzehnjähriges Mädchen für außerordentliche, vor dem Feinde bewiesene Bravour den Grad einer — „Obristin“ und (eine köstliche Kontrastnuance!) Porfirio Diaz seine „zwangsweise Verabschiedung“ aus dem Heeresverbande erhielt. . . .

„Aber ist Madero denn nicht in aller Form zum Präsidenten gewählt worden und beweist diese Thatsache nicht für sich schon seine Popularität?“ — Die „Wahl“ Madero's ging folgendermaßen vor sich. Nachdem im Juni alle Gouverneursposten mit Maderoleuten besetzt worden waren (der erste ungesetzliche Akt des Revolutionschefs), und während noch 40—50 000 Revolutionäre und Banditen unter den Waffen standen (die zweite Ungesetzlichkeit), wurde in aller Eile die Einteilung der Staaten in Wahlkreise und die „politische Instruktion“ des Volkes vorgenommen, denn Madero hatte es sehr eilig. Er wußte wohl, daß er einige Monate später als zu der festgesetzten Zeit (im Oktober) nun und nimmermehr gewählt werden würde, denn dann wäre der im August und September mühsam wieder angefachte Begeisterungsrausch der Volksmassen zum zweiten Male und endgiltig verfliegen gewesen. Lange vor Erledigung der gesetzlich vorgeschriebenen Wahlvorbereitungen wurden die Wahlurnen aufgestellt und der Schlußakt der Wahlkomödie inszenirt. Wer hätte es im Innern des Landes, unter der Aufsicht der von Madero zu diesem Zweck gekauften Lokalregierungen, gewagt anders als für den großen Volksmann zu stimmen! Immerhin brachten viele noch den Rest von politischem Anstand auf, sich wenigstens der Wahl ganz zu enthalten. In manchen Distrikten wurde überhaupt keine einzige Stimme abgegeben! Die Wahlleiter saßen unbeschäftigt in ihren Bretterhütten und rauchten seelenruhig eine Cigarette um die andere, und die, welche lesen konnten, vertieften sich völlig ungestört in die Lektüre der famosen „Nueva Era“. So wurde denn allerdings Madero „von seinem befreiten Volk mit der höchsten Staatswürde bekleidet“.

Populär war Madero eigentlich überhaupt nur beim niederen Volk, bei dem seine Versprechungen und Schmeicheleien williges Gehör und Glauben fanden. Auch ließen sich die Pöbelmassen, für die es keine größere Belusti-

gung gibt als ein Stiergefecht, schon durch die Thatsache gewaltig imponiren, daß es überhaupt Einer wagte, den Kampf mit dem alten, gefürchteten Löwen Diaz aufzunehmen. Als sie dann zu ihrer grenzenlosen Überraschung den Erfolg sahen, steigerte sich ihre Bewunderung zur Anbetung. Freilich war die Begeisterung einem Stroheuer vergleichbar, denn schon zwei Monate nach dem triumphirenden Einzug des Helden in die Hauptstadt mußte sie mit Silberlingen aufgefrischt werden. . . . Bei dem gebildeteren und einsichtigen Teile der Bevölkerung war Madero nie beliebt, ausgenommen natürlich die paar Ehrgeizigen und Spekulanten, die sich zur Staatskrippe drängten.

Im Februar ds. Js. (1912!) entfuhr dem stets impulsiven kleinen Mann vor einer Kommission von Bürgern, die ihn wegen der Erschießung des Journalisten Carrasco interpellirte, der unwillige Ausruf: „Offen gestanden, ich weiß nicht, was jetzt im Lande vor sich geht; wie es scheint, sind alle diejenigen, die mich noch gestern erwählten, meine Gegner“. Ein interessantes Geständnis des Mannes, der sein ganzes politisches Programm in dem einen Wort „Volkswillen“ zusammenzufassen vorgab und kurz vor seiner Erwählung den stolzen Ausspruch that: „Die Revolution bin ich“.

Das mexikanische Volk ist mit offenen Augen in sein Verderben gerannt, als es den kleinen Pseudopatrioten an die Spitze der Regierung berief. Längst hätte es sich ein richtiges Urteil über den Mann bilden können, der am 18. August 1911 in Cuautla zum Hochverräther geworden war. In Erkenntnis der Sachlage schrieb ich am 31. August im „Wanderer“ u. a.:

„Mit seiner Rückkehr von Cuautla hat der große Mann endlich die Maske fallen lassen, zeigt sein wahres Gesicht: er will keinen Frieden im Lande vor den Wahlen; seinen Interessen entspricht es, seine Anhänger unter den Waffen zu halten, um mit ihrer Hilfe seine Wahl zum Präsidenten der Republik durchzusetzen.“

„Die pessimistischen Ahnungen der mexikanischen Patrioten sollen sich erfüllen: auf die mit Waifengewalt beseitigte angebliche Diktatur Porfirio Diaz' wird eine auf Banditenhauen gestützte, hundertmal schlimmere Tyrannei folgen. Madero ist aus seiner Reserve herausgetreten, hat an Stelle der Rechtsfrage die Machtfrage gesetzt, pocht auf die Flintenläufe einiger Tausend Banditen“

„In der Verfolgung seines Ehrgeizes, der Gewinnung der Herrschaft, ist Madero seit einigen Wochen immer skrupelloser geworden. Dafür sprechen eine ganze Reihe von unzweideutigen Anzeichen. . . . Der seitherige Ratgeber der aus dem alten Regime auf legitimum Wege hervorgegangenen Regierung ist — so läßt sich die letzte politische Entwicklung mit einem Wort charakterisiren — Zapatist geworden, er ist nach links, zur Illegitimität, abgeschwenkt, ist des trockenen Tons des monatelangen Gewissenszwanges nun satt, zeigt den Pferdefuß. Ein Glück für ihn und das Land, denn damit ist beiden ihre volle Aktionsfreiheit wiedergegeben und mit der

klaren Einsicht in die Dinge die beiderseitige Verantwortlichkeit geschaffen.“

„War die Kombination Madero und Legitimität von jeher schwierig und peinlich, dabei vollauf geeignet, selbst manchen ehrlich Gesinnten in die Irre zu führen, so dürften die einsichtigeren Elemente nunmehr, nach dem Sinken der maderistischen Maske, mit heilsamer Schauder die Klippen erkennen, denen das Staatsschiff mit Madero am Ruder entgegenzutreiben drohte. . . Die Wahlchancen Madero's haben sich darum vielleicht nicht verringert, da sich ja die Einsichtigen stets in der Minderzahl befinden und das Gros der hiesigen Bevölkerung politisch gänzlich unmündig ist. Wird aber Madero jetzt noch zum Präsidenten gewählt, dann hat er die Präsidentenwürde ebenso verdient wie ihn das mexikanische Volk, und es bleibt kein Raum zu Klage und Mitleid. Auch ein Volk ist seines Glückes Schmied, und dem mexikanischen Volke sollten nach den letzten Ereignissen die Augen aufgegangen sein.“

Die Verpestung der politischen Atmosphäre.

Nach dem radikalen Siege der Revolution, der in dem unerwarteten Rücktritt des Generals Diaz gipfelte, schrieb ich in meiner Zeitung am 8. Juni unter dem Titel „Rück- und Ausblicke“:

„. . . Die revolutionäre Bewegung war nicht von gestern und nicht von vorgestern. Sie wurde nicht von Madero geschaffen, sie war in den Köpfen der wenigen denkenden Politiker, in den Herzen der zahllosen wirtschaftlich Unterdrückten vorhanden, ehe ein politischer Schwärmer den ersten Schritt unternahm sie heraufzubeschwören. Damals, vor der ersten, schüchternen Propaganda des Umsturzes, die noch die harmlose Form der vernünftigen Überredung wählte, vor 4—5 Jahren, hatte die revolutionäre Idee von Köpfen und Herzen vieler Tausender Besitz ergriffen — klar und zielbewußt wohl bei ganz wenigen, in rudimentären Ansätzen und verschwimmenden Umrissen bei der großen Menge. Zum ersten Male in der Geschichte Mexikos begann sich politisches Leben zu regen; einer flüsterte es vorsichtig dem andern zu: man war des alten Regimes satt, hatte genug der Bevormundung, des politischen Gängelbandes, wollte endlich auf eigenen Füßen stehen und den ersten Versuch wagen, die Ideale einer erträumten Konstitution in eine schöne, lebendige Wirklichkeit hinüberzuleiten. Wer zu jener Zeit regen Umgang mit den Landeskindern pflog und ihr Vertrauen zu gewinnen wußte, wird sich heute jener Eindrücke erinnern. . .“ „Madero hat nicht

..*

die Revolution gemacht, sondern ist, als der heute anerkannte Volksführer, das ureigenste Produkt derselben. Es ist nicht ohne Bedeutung, dieses Verhältnis festzustellen und zu betonen. Denn gerade hierin unterscheidet sich die jüngste mexikanische Revolution wesentlich von den meisten der sich unaufhörlich wiederholenden politischen Umwälzungen in den lateinischen Republiken. . . .“

„Wir dürfen uns indessen nicht verhehlen, daß es, selbst den ehrlichsten Willen der Maderistenpartei vorausgesetzt, bei der politischen Neugestaltung Mexikos sich um ein Experiment und um ein Wagnis handelt. Die wichtigste der geplanten Reformen und zugleich die Grundlage für alle übrigen ist die Einführung wirklicher und wirksamer Volkswahlen. Ein großer Prozentsatz der Bevölkerung muß jedoch sogar als unreif für das aktive Wahlrecht angesehen werden. Das Gesetz sieht deshalb als Notbehelf die einstweilige Einführung indirekter Wahlen vor. Daß eine plötzlich einsetzende Freigabe der politischen Bethätigung aller Bürger gerade in einem Lande wie Mexiko, in dem die sozialen Schichten so außerordentlich schroff von einander getrennt sind, zugleich schwere Gefahren in sich birgt, liegt auf der Hand.“

„Vor 30 Jahren, als Diaz mit rücksichtsloser Strenge Ruhe und Fortschritt im Lande begründete, wäre Mexiko — darin müssen selbst die entschiedensten Feinde des alten Regimes uns beistimmen — für die Verwirklichung der politischen Ideale, wie sie in den heutigen Reformen zum Ausdruck kommen, nicht imstande gewesen. Ist es heute der Fall (was die Erfahrung zeigen wird), so kann die vielgelästerte 'Tyranneherrschaft' des Präsidenten Diaz doch wohl nicht gar so schädlich und verhängnisvoll für das Land gewesen sein, da sie selbst zu einer gewissen politischen Erziehung des Volkes genügenden Spielraum ließ. Erweise sich jedoch das Volk als nicht hinlänglich gereift, um jene politischen Ideale zu verwirklichen, so hätte die ganze revolutionäre Bewegung ihre innere Berechtigung schon damit zum großen Teil eingebüßt.“ —

Am 7. Juni 1911 hielt Madero seinen Einzug in die Hauptstadt, nachdem in der Frühe des gleichen Tages ein heftiges Erdbeben die Stadt Mexiko und viele Orte im Innern heimgesucht hatte. Der Jubel des Volkes, besonders der unteren und alleruntersten Schichten, kannte keine Grenzen. Madero war sehr vergnügt und machte dem „armen, geknechteten Volke“ (das er „heldenhaft“ nannte, um selbst von seiner Erkenntlichkeit zu profitieren) die schranken- und uferlosesten Versprechungen. In seinem spiritistisch verkümmerten Gehirne spiegelten sich die Dinge, die in Wirklichkeit ganze Bündel der schwersten Probleme in sich bargen, im rosigsten, verheißungsvollsten Lichte. Das Land befand sich damals, nach einem der allzu vielen und zu wenig überlegten Aussprüche des „Befreiers“, im tiefsten Frieden (im Innern standen 45 000 Revolutionäre unter den Waffen und eine Unzahl von Räuberbanden durchzogen plündernd und brandschatzend das Land). Der Ausführung seiner politischen Pläne stand nichts mehr im Wege,

ein Paradies auf Erden wartete des so lange unterdrückten und seiner politischen Rechte beraubten Volkes.

Mit dem Einzug Madero's in die Hauptstadt Mexiko setzte eine selbst in der Geschichte jenes Landes unerhörte politische Ära ein: die des schamlosesten Volksbetrugs, der noch je gewissenlosen Demagogen gelungen ist. Alles zielt jetzt auf den einen höchsten Lebenswunsch des kleinen ehrgeizigen Mannes ab: die Präsidentenwürde, und diesem einen Ziele wird alles übrige untergeordnet. Hinter der heuchlerischen Maske Madero's und seiner Komplizen, von denen einige ihn zwar durchschauten, aber es vorzogen, Gesinnungslumpen mit Exzellenztiteln und hohen Bezügen zu werden, als ehrliche, charakterfeste Männer, wenn auch zeitweilig ohne Staatsanstellung, zu bleiben, hinter jener infamen volksverführerischen Maske lauerte der krasseste Egoismus neben persönlicher Würdelosigkeit, brutale Vergewaltigung neben speicheileckerischer Schönthuerie, kurz der ganze unsaubere Apparat, über den moralische Schmutzfinken vom Schlage eines Madero noch je verfügt haben. Ich muß es mir versagen, die zahllosen Mittel und Mittelchen aufzuzählen, durch die sich Madero seine „Wahl“ (ein Betrugskapitel für sich) sicherte; ich muß mich darauf beschränken, jene politische Ära Mexikos als moralisch verpestet zu charakterisieren, mit dem erschwerenden Begleitumstände, daß die Verpestung ansteckend wirkte, und zwar nicht nur auf weitere Kreise der Einheimischen, sondern leider auch auf die der Fremden und nicht zuletzt unserer eigenen Landsleute, der deutschen Kolonie in Mexiko.

Das Bekenntnis einer schönen Seele

Nicht wenige Deutsche haben von Anfang an mit der Revolution in Mexiko sympathisiert. Das war mir eigentlich immer unverständlich, soweit es sich um wirkliche politische Parteinahme zu handeln schien. Denn wir Fremden hatten uns unter dem alten Diaz gewiß nicht zu beklagen, und während wir genau wußten, was wir früher gehabt, konnten wir kaum annehmen, daß uns ein politischer Systemwechsel Besseres bringen würde. Es waren aber da einige, denen es wohl an und für sich auf den Namen der Regierung wenig ankam, unter der sie lebten und ihre Geschäfte machten, wenn sie sie nur überhaupt machten, die aber mit einem gewissen kaufmännischen Instinkt bei Zeiten ihr Mäntelchen so hängten, wie es der neue Wind verlangte. Das waren die Klugen, und sie waren sogar so klug, ihrem Gebahren den Anstrich einer politischen Meinung zu geben, die sie im eigentlichen Sinne nie gekannt hatten. Das ist zwar gottlob nicht jedermanns Sache, aber man kann auch diese „Politiker aus Geschäftsinteresse“ verstehen und

zur Not passiren lassen, solange sie ihre „Politik der Politik“ nicht übertreiben und Andersdenkende in Ruhe lassen. Solche Übertreibungen begingen nun freilich viele Privatpersonen, die irgendwie mit Maderisten in Berührung kamen (so besonders im Innern, wo nicht wenige deutsche Geschäftsreisende aus der Hauptstadt sich mit maderistischen „Obersten“ und „Generälen“, die wenige Wochen zuvor noch bescheidene Bauernburschen gewesen waren, in wenig geschmackvoller Weise anfreundeten und wo u. a. ein kleiner, sehr eleganter Herr, Vertreter eines hochangesehenen deutschen Hauses der Hauptstadt, sich ein Riesenbild der Jungfrau von Guadalupe auf sein Schmerbäuchlein gebunden hatte und, natürlich total bezechet, sich in Hochrufen auf Madero und seine Kriegshelden heiser schrie), und ebenso einige Geschäftshäuser, die mit dem Revolutionschef in Berührung zu kommen wünschten und ihm zu diesem Zweck Huldigungsmedaillen und Ergebenheitsadressen überreichen ließen. (Sie hatten es dabei verhältnismäßig bequem, denn wenige Monate vorher hatten die gleichen Häuser ihrer politischen Überzeugung durch Überreichung der gleichen sichtbaren Zeichen an den Präsidenten Diaz Ausdruck gegeben und brauchten somit nur eine kleine Änderung im Text vorzunehmen: die des Namens.) Das ging zu weit, es war geschmacklos und mußte dem guten deutschen Namen im Ausland schaden.

Noch wesentlich schärfer zu verurteilen ist aber das Benehmen einzelner deutscher Häuser, die sich unter ziemlich unzweideutigen Drohungen nicht entblödeten, mir als Herausgeber des „Wanderer“ Vorwürfe wegen meines politischen Standpunktes zu machen. Einen dieser Fälle, über den ein Korrespondenzwechsel vorliegt, habe ich am 13. Juli 1911 in meiner Zeitung behandelt:

„An die deutsche Kolonie.

Der Leiter der hiesigen Filiale einer deutschen Bank hat sich jüngst veranlaßt gefühlt, der Redaktion dieser Zeitung wegen ihrer Kritik an hiesigen politischen Persönlichkeiten und Zuständen Vorhaltungen zu machen. Die aus diesem Anlaß gewechselte Korrespondenz hat folgenden Wortlaut:

Deutsch-Südamerikanische Bank (Berlin)
Sucursal en México
Direccion.

México d. 27ten Juni 1911.

Herrn Dr. Wilhelm Bauer

Redacteur u. Besitzer des „Wanderer“ — Hier.

Ich nehme Bezug auf den Leitartikel des „Wanderer“ vom 22ten ds. Mts., der mir Veranlassung giebt, Ihnen mein Befremden über die von Ihnen beliebte Kritik hiesiger Regierungskreise zum Ausdruck zu bringen.

Daß Sie einen gegen die neue Regierung gerichteten Artikel des Herrn Vera Estañol abdrucken, wird Ihnen kaum jemand verübeln, wengleich es im Interesse einer sachlichen Unparteilichkeit gewesen wäre, wenn Sie gleichzeitig die Erwiderung des Herrn Blas Urrea gebracht hätten; die, entschuldigen Sie gütigst, albernen und beleidigenden Glossen der Redaction waren vollkommen unangebracht.

Ihre Zeitung sollte die Interessen des deutschen Handels, dessen Annoncen sie zum großen Teil ihre Existenz verdankt, wahren und fördern; gerade das Gegenteil tun Sie, denn daß mit derartigen Artikeln Übelwollenden die beste Waffe gegen die deutsche Colonie in die Hand gegeben wird, dürfte Ihnen bei einigem Nachdenken klar werden. Sie mögen auch überzeugt sein, daß Sie mit Ihren Ansichten, ganz abgesehen von der Form der Wiedergabe, recht einsam unter unseren Landsleuten dastehen.

Hochachtungsvoll
(gez.) A. Fricke.

Der Wanderer
Semanario aleman.

Mexiko, den 29. Juni 1911.

Herrn A. Fricke
Direktor der Deutsch-Südamerikanischen Bank, Suc. en Mexico
Hier.

Ihr Schreiben von vorgestern hat mich in mehr als einer Hinsicht befremdet. Ich habe davon den Eindruck gewonnen, daß Ihnen die nötige Zeit gefehlt hat, Ihren Brief nach Inhalt und Form korrekt abzufassen; denn nur so kann ich mir die verschiedentlichen Ungereimtheiten und Taktlosigkeiten desselben erklären.

Ich habe niemals an hiesigen Regierungskreisen Kritik geübt, vielmehr an Revolutionären, die zur Zeit noch nicht offiziell zu den Regierungskreisen zählen. Den Artikel des Herrn Vera Estañol brachte ich zum Abdruck, weil sein Inhalt in recht treffender Weise gewisse Seiten der gegenwärtigen politischen Lage beleuchtete und ich mit den Darlegungen vollständig einverstanden war. Die Erwiderung des Herrn Blas Urrea konnte ich wegen Raummangels nicht mehr abdrucken, nachdem ich diejenige des Herrn Francisco I. Madero gebracht. Sie steht unter „Mexiko“ und ist überschrieben: „Audiatur et altera pars“.

Sie sind doch wohl im Irrtum, wenn Sie sagen, daß meine Zeitung die Interessen des deutschen Handels wahren und fördern sollte; was sie vertreten soll und seither zu vertreten bemüht war, sind die Interessen der deutschen Kolonie und des Deutschtums, die sich nicht unbedingt mit denen des deutschen Handels decken müssen. Die Aufgabe der Presse ist eine andere und höhere als die bedingungslose Wahrung der Handelsinteressen der Kolonisten; ich sehe sie in erster Linie in der Verteidigung von Wahrheit und Recht und in der Bekämpfung von Lüge, Heuchelei und Unrecht. Ich habe die berechtigten Handelsinteressen der deutschen Kolonie niemals zu schädigen gesucht und es wird lediglich von dem Gebahren der Kolonisten abhängen, bis zu welchem Grad die Wahrung ihrer materiellen Interessen mit dem idealen Beruf der Presse in Einklang zu bringen ist.

Irrig ist auch Ihre Auffassung, daß ich mit meinen Ansichten einsam unter unsern Landsleuten dastehe. Ich besitze zahl-

reiche Zuschriften von angesehenen und intelligenten Mitgliedern der Kolonie, die meinen Standpunkt billigen und der Redaktion volle Sympathie entgegenbringen.

Sie sprechen ferner von Übelwollenden, denen durch derartige Angriffe die beste Waffe gegen die deutsche Kolonie in die Hand gegeben wird. Ein wenig Nachdenken, wie Sie es mir über diesen Punkt empfehlen, führte mich zu dem Schluß, daß Sie besser daran gethan hätten, jenen Hinweis auf Übelwollende zu unterdrücken, denn er enthält einen deutlichen Vorwurf oder Verdacht gegen gewisse Kreise, mit denen wir, nach Ihrer Auffassung, alles aufbieten sollten, im besten Einvernehmen zu bleiben.

Betreffs der Wahl Ihrer Ausdrücke, besonders des Wortes „albern“, muß ich wirklich bedauern, daß Ihnen nicht mehr Ruhe und Selbstbeherrschung zur Verfügung stand, um sich die Beschämung dieser Formlosigkeit zu ersparen. Es hätte sich doch wohl alles im Rahmen desjenigen Tones sagen lassen, wie er unter gebildeten Menschen üblich ist.

Zum Schluß möchte ich Sie höflichst darauf aufmerksam machen, daß ich Ihnen nicht das Recht zugestehen kann, sich in Fragen der Schriftleitung einzumischen und ihren Standpunkt zu bestimmen. Das ist so selbstverständlich, daß ich mich wundern muß, daß Sie es nur einen Augenblick vergessen konnten.

Ich nehme an, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben werden, daß ich diesen Briefwechsel unter „Offener Korrespondenz“ in meiner Zeitung zum Abdruck bringe, ev. unter Nennung Ihres Namens, um diese allgemeiner interessierende Angelegenheit dem Forum der Öffentlichkeit zu unterbreiten.

Hochachtungsvoll
(gez.) Dr. Wilhelm Bauer.

Herrn Dr. Wilhelm Bauer
Redacteur u. Besitzer des „Wanderer“ — Hier.
México, 3. Juli 1911.

Gestatten Sie mir einige sachliche Bemerkungen zu Ihren Ausführungen vom 29ten vor. Mts.

Sie sagen, daß Sie nicht an Regierungskreisen, sondern an Revolutionären Kritik geübt haben, wissen aber sehr gut, daß die heutige Regierung lediglich die Principien der neuen Partei vertritt. Im Übrigen habe ich nicht gegen Kritik überhaupt, sondern gegen die Form Ihrer Kritik die einer Verhöhnung der maßgebenden Kreise sehr nahe kommt, Stellung genommen.

Ihre eigenen mir explicirten Ansichten über die Aufgaben der Presse hätten Sie veranlassen sollen, auch die Erwiderung des Herrn Blas Urrea bekannt zu geben; in solchen Fällen sollte das Wort „Raummangel“ im Interesse von Recht und Wahrheit nicht existieren.

Allerdings bin ich der Meinung, daß sich die Interessen des hiesigen deutschen Handels im Allgemeinen mit denen der deutschen Kolonie und des Deutschtums decken; auch bin ich sicher, daß der deutsche Handelsstand in México so hoch steht, daß

Sie, auch unter Wahrung seiner materiellen Interessen, im Rahmen des idealen Berufs der Presse wirken können.

Zu welcher merkwürdiger Construction haben Ihnen die „Übelwollenden“ Veranlassung gegeben! Liegt es nicht sehr nahe, daß damit gewisse Elemente anderer ausländischer Colonien gemeint sind? Nehmen Sie an, die Regierung hat größere Bestellungen im Auslande zu machen und verhandelt auch mit Vertretern deutscher Interessen; — geben Sie nun der Concurrenz mit dem von mir beanstandeten und ähnlichen Artikeln, die sich ganz außerhalb des Rahmens einer seriösen Kritik halten, nicht eine gefährliche Waffe in die Hand? Kann man der Regierung verargen, wenn sie derartige Angriffe nicht gerade mit Bestellungen und Wohlwollen quittiert? Daß das mexikanische Volk für eine Nation resp. Colonie mehr Sympathien hegt als für die andere, wird Ihnen gewiß bekannt sein. Diese Sympathien verdanken wir in erster Linie den Eigenschaften des deutschen Kaufmanns u. daß diesem ein schlechter Dienst erwiesen wird, wenn eine hiesige deutsche Zeitung seine Stellung unnötiger Weise gefährdet, liegt auf der Hand. Hieraus leite ich auch in durchaus logischer Weise das Recht ab, zu Ihren Kritiken Stellung zu nehmen, während mich im Übrigen die Schriftleitung Ihres Blattes nicht kümmert.

Es tut mir leid, daß ein Ausdruck in meinem Brief Sie besonders gekränkt hat; ich habe das Wort, wenn auch ungern, doch in aller Ruhe als das treffendste für Ihre Kritik gewählt u. berühren mich deshalb Ihre diesbezüglichen Bemerkungen nicht.

Die Veröffentlichung unseres Briefwechsels wünsche ich nicht, denn sie würde eher dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf die betreffenden Kritiken zu lenken, was ich ja gerade vermeiden möchte. Ich habe nicht im Entferntesten die Absicht gehabt, für Ihre „Offene Korrespondenz“ zu schreiben, habe auch absolut keine Zeit, mich in Zeitungserörterungen einzulassen und erwarte daher, daß Sie mein Ersuchen respectieren und jede bezügliche Notiz unterlassen werden. Persönlich stehe ich selbstverständlich jeder Zeit zu Ihrer Verfügung.

Hochachtungsvoll
(gez.) A. Fricke.

Herrn A. Fricke, Direktor der Deutsch-Südamerikanischen
Bank (Berlin)

Suc. en México — Hier.

Mexiko, den 6. Juli 1911.

Auf Ihr Schreiben vom 3. ds. teile ich Ihnen mit, daß ich mich veranlaßt sehen werde, unsern Briefwechsel in meiner Zeitung zu veröffentlichen, wenn Sie den in meinem früheren Schreiben gerügten beleidigenden Ausdruck nicht in aller Form revociren. Ich sehe Ihrer Antwort bis übermorgen entgegen und zeichne

Hochachtungsvoll
(gez.) Dr. Wilhelm Bauer.

Herr A. Fricke hatte bei Schluß der Redaktion auf meine letzte Mitteilung nicht geantwortet. Ich habe auf seine Darlegungen vom 3. Juli folgendes zu erwidern.

Ich wiederhole, daß ich nicht an Regierungskreisen, sondern an Revolutionären Kritik geübt habe, die noch nicht formell als Regierungskreise anzusehen sind und vielleicht niemals dazu gehören werden. Die Ansicht, daß die heutige Regierung lediglich die Prinzipien der neuen Partei vertrete, ist nicht richtig. Die Ereignisse der jüngsten Zeit haben deutlich gezeigt, daß es eine einheitliche Revolutionspartei gar nicht gibt (und auch vorher nie gegeben hat); was mein Herr Korrespondent darunter verstehen will, ist die Anhängerschaft der Herren Madero, die einen ausgesprochenen persönlichen Charakter hat und deshalb kaum Partei genannt werden kann. Der Revolutionschef hat sich selbst seit seinem Triumph zu mancherlei Abänderungen des ursprünglichen Revolutionsplans von San Luis Potosi und Zugeständnissen an die tatsächlichen Verhältnisse und praktischen Bedürfnisse des Landes gezwungen gesehen und dadurch sowie infolge gewisser Maßnahmen, die mit den ursprünglichen idealen Forderungen und Zielen der Revolution im Widerspruch standen, eine Stimmung des Mißtrauens und der Enttäuschung im Lande hervorgerufen, die ihm sehr viele Sympathien verscherzte und schon heute einen beträchtlichen Teil seiner einstigen treuen Anhänger von ihm getrennt hat. Diese wie alle andern, die im Herzen gut revolutionär gesinnt waren, aber zugleich als treue Demokraten dem grenzenlosen Personenkult der letzten Tage und der schwächlichen und berechnenden Politik der einander ablösenden Kompromisse fremd gegenüberstehen, gehören doch wohl auch zur „neuen Partei“, aber sie würden sich energisch dagegen verwahren, als Maderisten zu gelten. Eine festgeschlossene neue Partei gibt es heute nicht und noch weniger eine neue Regierungspartei. Die gegenwärtige Regierung hat interimistischen Charakter und ihre einzige Aufgabe soll nach der Verfassung und den wiederholten ausdrücklichen Erklärungen des Herrn de la Barra darin bestehen, die nächsten Volkswahlen vorzubereiten und durchführen zu lassen; sie darf und kann darum keine Parteiregierung sein und hat bisher mit großem äußerem Geschick dem Vorwurf zu begegnen gewußt, im Fahrwasser des Maderismus zu treiben. Meine Kritik hat sich einzig gegen den Maderismus gewendet, niemals gegen die verfassungsgemäß eingesetzte Regierung. Damit wird auch der Vorwurf meines Herrn Korrespondenten hinfällig, daß die Form meiner Kritik einer Verhöhnung der maßgebenden Kreise nahekomme; denn offiziell maßgebend sind nun einmal jene Kreise nicht. Über gewisse Dinge läßt sich kaum anders als mit Ironie und Satire sprechen; seriöse Ereignisse können seriös behandelt werden, tragikomische und ihrem ganzen Wesen nach lächerliche fordern zu einer ironisch-humoristischen Kritik geradezu heraus. Andere hier erscheinende Blätter haben noch in größerem Umfang als der „Wanderer“ von diesem journalistischen Recht Gebrauch gemacht, und weder die „maßgebenden Kreise“ noch die Leser haben daran den gering-

sten Anstoß genommen. . . . Aber die übertriebene Vorsicht und Angst vor möglicher geschäftlicher Schädigung läßt den Deutschen nur zu oft Gespenster sehen und verleitet ihn zum unzeitigen Verzicht auf sein gutes Recht. Ich habe mich darüber im Leitartikel der vorigen Nr. ausgesprochen.“

„Ich muß es dem unbefangenen Urteil der Leser überlassen, ob ich der Forderung der sachlichen Gerechtigkeit damit entsprochen habe oder nicht, daß ich außer den Darlegungen des Herrn Vera Estañol die a u t h e n t i s c h e n E r w i d e r u n g e n des in jenem Artikel angegriffenen Herrn Madero selbst wiedergab und, nachdem ich der Behandlung dieses Themas einen ungewöhnlich großen Raum in meiner Zeitung gewidmet hatte, auf die Wiedergabe anderweitiger Erwiderungen notgedrungen verzichten mußte. Jede Woche bringt eine derartige Fülle aktuellen und hochinteressanten Lesestoffs, daß es mitunter keine leichte Aufgabe ist, daraus eine, dem beschränkten Raum der Zeitung angepaßte Auswahl zu treffen. Das sind übrigens intimere Fragen der Schriftleitung, die ich allein zu entscheiden habe und in die ich mir jeglichen Versuch einer autoritativen Einmischung ein für alle Male verbitte. Ein Mann von Bildung und Anstand weiß genau zu unterscheiden, wo und wie weit er verlangen darf und wo die Grenze seiner Autorität ist, hinter der ihm allenfalls noch eine Bitte oder ein höflich formulirter Rat gestattet werden kann. . . .“

„Ich kann nicht zugeben, daß sich die Interessen des hiesigen deutschen Handels im allgemeinen mit denen der deutschen Kolonie und des Deutschtums decken; das soll keineswegs heißen, daß ich die Bedeutung und Würde des deutschen Handelsstandes in Mexiko geringer schätzte als mein Herr Korrespondent. Eine erschöpfende Behandlung dieses Themas ist im Rahmen dieser Ausführung leider nicht möglich; doch will ich schon hier andeuten, daß die Kulturaufgaben der Auslandsdeutschen keineswegs in der Wahrung und Förderung der Handelsinteressen, also im Gelderwerb der Kolonisten aufgehen und daß ein derartiges Bekenntnis weder unserer Selbstschätzung noch der tatsächlichen Entwicklung des Deutschtums im Auslande gerecht würde. . . .“

So sagte ich damals und ich hätte hinzufügen können, Herr Fricke und seine Gesinnungsgenossen hätten besser gethan zu schweigen und die Aufmerksamkeit und Kritik einer unbeeinflussten und unbestechlichen Presse nicht auf ihre geschäftlichen Praktiken zu lenken, die wahrhaftig nicht immer moralisch einwandfrei zu nennen sind. Das anmaßende Benehmen Fricke's findet übrigens zum Teil eine materielle Erklärung darin, daß die Bank, deren Interessen Fricke als Angestellter zu vertreten verpflichtet war, mit den Maderos recht einträgliche Geschäfte machte, und weiter eine psychologische in dem Umstande, daß seine Bank meinem Zeitungsunternehmen einen Kredit bewilligt hatte (der völlig risikolos war) und der „menschenkundige“ Filialdirektor darnach glauben mochte, mich sozusagen in der Tasche zu haben.

Schon am 6. Juli hatte ich mit Bezug auf die Versuche von Beeinflussung meiner Schriftleitung folgenden Artikel veröffentlicht:

„Unsere Stellungnahme zur Revolution“.

„Der Schriftleitung sind in letzter Zeit einige Meinungsäußerungen von Mitgliedern der deutschen Kolonie zugegangen, die Proteste gegen unsere Stellungnahme zur Revolution enthalten. In einer dieser Zuschriften wird uns der Vorwurf gemacht, wir übten ungehörige Kritik an hiesigen Regierungskreisen und schädigten damit die Handelsinteressen der deutschen Kolonie, die zu fördern und zu wahren unsere Pflicht sei.“

„Lassen wir die Kompetenzfrage, ob Mitgliedern der Kolonie (und stünden sie gesellschaftlich noch so hoch und wären sie von ihrem guten Recht, als Wortführer der Kolonie aufzutreten, noch so sehr überzeugt) eine autoritative Einmischung in Fragen der Schriftleitung zu gestatten sei oder nicht, hier unerörtert, so können wir nicht einmal den rein sachlichen Standpunkt gutheißen, der in einer Kritik an den Regierungskreisen eine Schädigung der deutschen Handelsinteressen sehen will und sie deshalb prinzipiell verwirft. In deutschen Handelskreisen besteht vielfach die ebenso festgewurzelte und anscheinend unausrötbare wie irrige Auffassung, daß sie ihren Interessen nicht besser dienen können als durch eine blinde und bedingungslose Unterwerfung unter die jeweiligen Landesbehörden, ein willenloses Mitlaufen mit der großen Menge, ein sklavisches Aufgeben jeder individuellen Meinungsäußerung und ein unausgesetztes Buhlen um die Gunst der Mächtigen, deren Händen sie ihr Wohl und Wehe anvertrauen zu müssen wähnen. Es macht ihnen dabei nicht viel aus, daß sie das gute Recht ihrer freien, unerschrockenen Meinungsäußerung, der Vertretung ihrer Kulturideale, das in jeder Brust rege Gefühl für Recht und Wahrheit, mit einem Worte ihre persönliche Würde für das Phantom eines materiellen Vorteils hinwerfen. Sie haben sich noch nicht zu der höheren und richtigeren Einsicht durchringen können, daß eine gesunde Opposition in allen Lebenslagen besseren und wirksameren Erfolg verspricht als schwächliche Nachgiebigkeit. Ohne diesen, aller Welt bekannten Charakterfehler der Deutschen wäre es um unser Volk im In- und Auslande wahrlich besser bestellt. Wir sind eine große und mächtige Nation, dazu berufen, auf der Weltbühne eine allererste Rolle zu spielen. Warum genießen wir immer noch nicht das Ansehen, den internationalen Respekt, die Hochachtung vonseiten des Auslandes, auf die wir berechtigten Anspruch hätten? Weil weder die Inlandsdeutschen gegenüber der einheimischen Regierung, noch diese gegenüber den andern Nationen, noch die im Auslande lebenden Deutschen gegenüber den fremden Landeskindern das Rückgrat selbstbewußter Individualitäten besitzen.“

„Was wir Deutschen im Auslande in erster Linie brauchen, ist eine geachtete, unter Umständen sogar gefürchtete politische und soziale Stellung. Die erringen wir niemals durch verbindliches Lächeln, Bücklinge und Schmeicheleien, durch unlauteren Gesinnungswechsel und blinde Anbetung des goldenen Kalbes. Eine der angesehensten und im Auslande erfolgreichsten Nationen

ist die britische Nation; sie verdankt Ansehen und Erfolg nicht allein und nicht einmal in erster Linie ihren starken Kriegsschiffen, vielmehr ihrem eigenartigen höflich-kühlen und fast herben Charakter, der den Einzelnen befähigt, unbeirrt und rücksichtslos seine Interessen zu verfolgen, und zu stolz ist, seine inneren Überzeugungen dem Scheine eines äußeren Vorteils zu opfern.“

„Dieses offene Bekenntnis mag unsern Landsleuten ketzerisch und undeutsch erscheinen; der Vorwurf wäre jedoch ungerecht, denn unsere Besprechung verfolgt den Zweck, einen spezifisch deutschen Charakterfehler, selbst auf die Gefahr hin, uns die Gunst einzelner unserer aufrichtig verehrten Landsleute zu verscherzen, zu bekämpfen. Wir wiederholen also, daß wir an unserm guten Recht einer gesunden Kritik festhalten und selbst nicht vor der Verkündung einer, in vernünftigen Grenzen verbleibenden prinzipiellen Opposition zurückscheuen. Wir überschritten damit keineswegs die von den Landesgesetzen und den Geboten der Höflichkeit gezogenen Schranken und wir sind andererseits der festen Überzeugung, daß wir so den allgemeinen Interessen des Deutschtums und damit auch den Handelsinteressen der deutschen Kolonie wirksamer dienen als durch schwächliches Nachbeten der Regierungsprogramme und submissen Kotau vor den jeweiligen Machthabern.“

Am 20. Juli schrieb ich („Der Wanderer“, No. 38): „Man hat den Schöpfer des modernen Mexiko, den großen Staatsmann mit dem weiten und scharfen Blick und der starken und ruhigen Hand: Porfirio Diaz, als Tyrannen und Unterdrücker der Freiheit brandmarken wollen; man hat ihn dem Phantom der Freiheit geopfert. Was hat das arme, irregeleitete mexikanische Volk dafür eingetauscht? es hat „seine Freiheit wiederwinnen“ und seufzt unter einem weit drückenderen Joch als früher; es hat einen Autokraten verjagt und hundert Tyrannen dafür erhalten; es hat Frieden und Ordnung gering geachtet und dafür Unordnung, Gewaltthat und Gesetzlosigkeit Thür und Thor geöffnet; es jagte den höchsten politischen Idealen nach und verlor dabei den Blick für das Nächstliegende und Notwendigste; es wollte ein erträumtes grenzenloses Glück an sich reißen und läuft Gefahr, den bescheideneren, aber sicheren Besitz einzubüßen.“

„Angesichts der heutigen öffentlichen Zustände ist Reden Gebot, käme Schweigen der Presse einer Verletzung ihrer Pflicht nahe. Wohin man nur sieht, das gleiche traurige Bild: Lockerung der gesetzlichen und sozialen Bande, Raub, Mord und Plünderung, Arbeitseinstellungen, Auflehnung und Revolte gegen alles, was Überordnung bedeutet, Arbeitslosigkeit, Hunger, Blöße, Verbrechen. . . . Dieselben, die noch vor wenigen Wochen vor Entzücken rasten und sich in Hochrufen heiser schriegen, weil sie mit dem Tage der Ankunfts ihres Freiheitsapostels in ein Schlaraffenland einzuziehen wänten, sie betteln heute an den Landstraßen und im Herzen der Hauptstadt in demütigem Flüsterton. . . Wie erklärt sich das

plötzlich hereingebrochene Elend der Arbeitslosigkeit? Es ist die direkte Folge der Revolution oder eigentlich der revolutionären Illusion. Tausende sind vom Lande nach den Städten gezogen, nachdem sie die brudermordende Waffe für den Pflug eingetauscht oder weil die Bestellung der Ländereien von den Besitzern aufgegeben worden war; viele sind ehemalige Fabrikarbeiter, die infolge der öffentlichen Unsicherheit gleichzeitig mit der Einstellung der Betriebe entlassen werden mußten. Das Problem der Arbeitslosigkeit war seither in Mexiko unbekannt und ist an sich in diesem reichen und verhältnismäßig schwach bevölkerten Land unbegründet und widersinnig. Es wird noch auf lange Zeit hinaus in Mexiko nicht an Arbeit fehlen, wohl aber hat es stets an Arbeitslust gefehlt. Jene Truppe von „manifestirenden“ Arbeitslosen sollte zur Landarbeit angehalten werden, die so sehr nothut. Mit schwächlichen Palliativen, wie sie auch bei der Bekämpfung dieser sozialen Noth hier beliebt sind, ist eine gründliche Remedur doch nicht zu erzielen.“

„Die Regierung war bisher überhaupt in der Wahl ihrer Mittel zur Bekämpfung sozialwirthschaftlicher Probleme wenig glücklich. Das Ministerium des Innern „verfügte“ jüngst, um der Industrie aufzuhelfen, eine Erhöhung der Landesproduktion. . . . Aber dem Güterkonsum befehlen, daß er mit der erhöhten Produktion gleichen Schritt halte, das vermag selbst ein hohes Ministerium nicht mit ellenlangen telegraphischen Cirkularen. . . . Wie sagt doch Madero in seinem berühmten Buch „La Sucesion Presidencial“? „Despues de las grandes guerras, siempre les queda á los grandes paises victoriosos le pesada carga de sus salvadores que muy caros se hacen pagar sus servicios.“ d. h.: „Nach den großen Kriegen verbleibt den großen siegreichen Ländern immer die schwere Last ihrer Beireier, die sich ihre Dienste sehr teuer bezahlen lassen.“

Ein Bubenstück der verbündeten Maderofreunde

Es genügte gewissen moralisch unsauberen Elementen in der deutschen Kolonie nicht, meine „politische Stellungnahme“ im Interesse von Rebbes und Wucher zu mißbilligen und mir selbst mit geschäftlicher Schädigung (Entziehung von Annoncen) zu drohen — sie lagen seit Monaten im Hinterhalt, um mit der Meute maderistischer Bluthunde über mich herzufallen. Anonyme Zuschriften, die mich teils warnten, teils bedrohten, ließen mich völlig kalt. Als der Freiheitsapostel, dessen Name das Lumpengesindel zu Gewaltthaten und Angriffen auf Eigentum und Leben friedlicher Bürger be-

geisterte, den oben erwähnten hochverräterischen Pakt mit dem Räuberhauptmann Zapata geschlossen hatte, schrieb ich, am 31. August 1911, die Artikel: „Das wahre Gesicht“, „Madero und Reyes“ und „Die militärische Laufbahn des Generals Zapata“, und da sagte ich denn freilich einige Dinge, die den Maderisten und ihren Gesinnungskomplizen unter meinen Landsleuten auf die Nerven fallen konnten. Nicht lange, denn schon rieben sie sich die Hände vor Behagen: endlich hatte der unbequeme Landsmann sich in die Nesseln gesetzt, endlich konnte man ihm oben, in den Regionen, wo sich der arge politische Gestank mit den dicken Weihrauchwolken von unten mischte, etwas am Zeug flicken. . . .

Am 5. September schlängelte sich ein Individuum, dessen physische Unsauberkeit ebenso ekel- wie seine notorisch defekte geistige Verfassung mitleiderregend wirken muß, an meinen Pult heran und erzählte in wirrem Durcheinander von dem lieben, guten Madero, dem bösen „Wanderer“ und den in ihren heiligsten Gefühlen verletzten höheren Kreisen der deutschen Kolonie, von dem Plan, meine Zeitung durch ein Konkurrenzblatt kaput zu machen und einigem andern. . . . Am 6. September brachte die Zeitung „Nueva Era“, das Organ Madero's, an auffallender Stelle und mit fetten Lettern folgenden Erguß:

„Ungehöriges Benehmen einer deutschen
Zeitung.“

„Herr Dr. Bauer, Vorsicht mit dem Artikel 33!“

„In Mexiko erscheint ein deutsches Wochenblatt, das „Der Wanderer“ heißt und von Herrn Dr. Wilhelm Bauer geleitet ist. Diese Zeitung — im Gegensatz zu der vernünftigen Haltung ihrer Kollegin „Deutsche Zeitung“ — befaßt sich mit mexikanischer Politik auf eine durchaus ungehörige Weise, denn sie beschränkt sich nicht darauf, die Revolution zu kommentieren, sondern sie und ihre Führer, zum Torteile des Divisionsgenerals Bernardo Reyes, zu bekämpfen und zu verleumden“. (Das Letztere ist wörtliche Übersetzung aus dem Spanischen, wenn auch stilistisch nicht korrekt und logisch. D. Verf.)

„Es ist notwendig, daß Herr Bauer sich vergegenwärtigt, daß es in unserer Verfassung einen Artikel 33 gibt, der auf die Fremden angewandt werden muß, die sich in unsere einheimische Politik mischen, und wenn er die Haltung seines Blattes nicht ändert, werden wir mit aller Energie verlangen, daß besagter Artikel auf ihn angewandt wird, und das ganze Volk wird uns in unserer Forderung unterstützen.“

„Die deutsche Kolonie hat sich immer durch ihre Korrektheit und Besonnenheit ausgezeichnet und sie ist deshalb eine derjenigen, die bei unserm Volke die meisten Sympathien genießt. Wir sind gewiß, daß sie das schändliche Benehmen des Dr. Bauer mißbilligt. Und für alle Eventualitäten ist es gut, daß der Herr Gesandte Deutschlands darauf achte, was „Der Wanderer“ thut, und wir lenken in aller Achtung seine Aufmerksamkeit auf jene Zeitung.“

Es handelte sich in Wirklichkeit um mehr als eine bloße Drohung, denn schon am Nachmittag erfuhr ich, daß die Ausweisungsordre gegen mich bereits ausgefertigt und es nur dem schleunigen Eingreifen der deutschen Behörden, des Gesandten und des Generalkonsuls, gelungen war, sie widerrufen zu lassen. Der letztere, Dr. Rieloff, besuchte mich am gleichen Nachmittag und beschwor mich (er schien weit aufgeregter zu sein als ich selbst), an meine Zukunft, an meine Familie zu denken, ich sollte ihm versprechen, mich zu bessern . . . ein Mal hätten sie (der Gesandte und er) mir helfen können, ein zweites Mal könnten sie es nicht. Ich erlaubte mir darauf die bescheidene Frage, ob das heißen sollte, daß die deutschen Behörden mir in Zukunft den mir als Reichsangehörigen zukommenden Schutz versagen wollten, was der Herr Generalkonsul mit einem bedeutsamen Lächeln verneinte.

Das Interesse der deutschen Kolonie an dem Fall „Nueva Era“ — Dr. Bauer beschränkte sich darauf, daß am Abend im Deutschen Hause darüber geklatscht und das Gerücht verbreitet wurde, ich sei ausgewiesen und bereits nach der Grenze abgeschoben worden, so daß am nächsten Tage meine dreiste körperliche Anwesenheit auf der Straße unter den lieben Landsleuten Verwunderung und Befremden erregte. Die ältere Kollegin, die „Deutsche Zeitung von Mexiko“, behandelte den Fall als *quantité négligeable* und schwieg sich mit Grazie darüber aus. Herrgott, war das feige und erbärmlich! Wie wäre ich wenigstens als Kollege für die (mir durchaus nicht sehr sympathische) alte Tante eingesprungen, wenn es sich, wie in meinem Fall, um die Wahrung deutsch-journalistischer Interessen gehandelt hätte. Aber sie war ja von der sauberen Kollegin „Nueva Era“ gelobt worden und ihr dafür so dankbar! Wie hätte sie die gute Meinung der maderistischen Clique von ihrer journalistischen Harmlosigkeit und Unschuld Lügen strafen können! Ich habe ihr das später, bei Gelegenheit der Ausweisungsaffäre spanischer Journalisten, die übrigens die Ausweisung zwanzigmal verdient hatten und deren Fall die alte Tante zum Anlaß nahm, um mir mit viel sittlicher Entrüstung und Phrasen wie „Pflichten der fremden Presse“, „Takt und Anstandsgefühl“, „Gastfreundschaft genießen“ u. dgl. den Standpunkt klar zu machen, unter die Nase gerieben; aber auch da (wie auf meinen reuevollen Brief, den ich im „Wanderer“ veröffentlichte) verhartete die Gouvernante der deutschen Kolonie in würdevollem Schweigen. Sie wollte es mit niemand verderben und mochte wohl auch ahnen, daß sie sich auf einer journalistischen Mensur mit mir eine derbe Abfuhr holen würde

Ich schrieb am 18. Januar 1912: „. . . Es muß im Sinne des Gesetzes ein triftiger, schwerwiegender Anlaß vorliegen, damit ein modern zivilisiertes Land einem Fremden das ihm stillschweigend und wie etwas Selbstverständliches gewährte Gastrecht zu entziehen sich veranlaßt fühlen kann. . . .“ „Der Herausgeber der Zeitung ‚El Siglo‘ schreibt über den Ausweisungsartikel und seine Anwendung auf Pressevertreter: ‚Wir sind nicht einverstanden mit der Anschauung des Herrn Präsidenten

Madero und seiner Minister in der Angelegenheit der Pressefreiheit für die fremden Journalisten. Die öffentlichen Schriftsteller, gleichviel welcher Nationalität sie angehören, haben das Recht . . . ihrer Meinung Ausdruck zu geben, zu diskutieren, zu kritisieren und Ratschläge zu erteilen, solange sie sich an den Wortlaut der Verfassung halten . . . Wir bedauern, daß die Auffassung der Regierung in so einfacher Angelegenheit sich als dem Gesetz und den Empfindungen allgemeiner Kultur zuwiderlaufend erwiesen hat. Es ist unbegreiflich, daß man lediglich aus lächerlicher Empfindlichkeit dem Ausländer seine Freiheit als Denker und Schriftsteller zu verkümmern gesucht hat, in einer Bundesrepublik und von einer Regierung, die aus einer Revolution hervorgegangen ist, welche sich demokratisch und Verteidigerin der Grundsätze der Verfassung nannte. Die fremden Journalisten haben das Recht, mit der gleichen Freiheit Zeitungen zu schreiben wie die einheimischen.“

Dann fuhr ich fort: „Die rechtliche und gesetzliche Lage der ausländischen Journalisten in Mexiko ist darnach klar definiert. Die Schriftleitung dieser Zeitung hatte sich beizeiten über die einschlägigen Verhältnisse unterrichtet, ehe sie ihrer Auffassung der politischen Lage dieses Landes Ausdruck zu geben begann. Diese Auffassung aber (die sie bis heute in vollem Umfange und allen Einzelheiten aufrecht erhält) entsprang einerseits aus langjährigem intemem Studium der politischen und volkpsychologischen Verhältnisse Mexikos und sie war andererseits von dem besten Willen und der innigen Überzeugung eingegeben, diesem unserm Adoptivvaterlande zu nützen. . . .“

„Ist das Takt und Anstandsgefühl, wenn man entgegen seinem besseren Wissen und Gewissen zu Lug, Trug und Heuchelei schweigt und sie damit implicite gutheißt? Wie verträgt sich dies mit der Pflicht des Publizisten? Worin besteht denn der so oft zitierte „Genuß der fremden Gastfreundschaft“? Wir tragen unterschiedslos die Staatslasten mit den Einheimischen und eigentlich noch in höherem Maße als diese, ohne zur Ausübung der bürgerlichen Rechte zugelassen zu werden. Wir sind also streng genommen übler daran als die Landeskinder, und wir sollen noch „genießen“ und dafür durch Gesinnungsschwäche unsere Dankbarkeit beweisen? Aber in Wirklichkeit liegen die Dinge ja ganz anders . . . denn richtig betrachtet sind doch wohl wir, d. h. die Fremden, in einem Lande wie Mexiko die Gebenden und sie die Empfangenen. . . . Wir sind freilich Kulturträger malgré nous, aber wir sind es doch. Das begreift der intelligente Mexikaner und darum duldet er die an sich gehaßten Fremden. . . . Sind wir nicht eher ungerecht und engherzig egoistisch den Hiesigen gegenüber, wenn wir ihnen unsern Rat und Beistand versagen wollten, dessen sie unter Umständen geradezu benötigen? Sollten deutsche Journalisten den Kindern dieses Landes nichts, gar nichts sagen können? . . .“

„Nur wenn die Einsicht in das wahre, auf der ökonomischen und gesellschaftlichen Grundlage dieses Landes gegründete Verhältnis zwischen Einheimischen und Fremden sich bei beiden Teilen durchgerungen hat, wird auch der rechte Ton im Verkehr gefunden werden können. Dann erst werden Anmaßung und Ängstlichkeit verschwinden und mit ihnen wohl auch endlich die Redensarten von Duldung der Fremden, Genuß der Gastfreundschaft, Wahrung der Grenzen, und was der sinnlosen Phrasen mehr sein mögen.“ —

Die „Nueva Era“-Affäre zog noch weitere Kreise. Ich rechtfertigte mich gegen die Anklage des Madero-Blattes auf einem der Nr. 45 des „Wanderer“ beigegebenen Extrablatt, sowie durch „offene Briefe“ an den Präsidenten de la Barra und den Privatmann Madero. Ich druckte diese Briefe in spanischer Sprache in Nr. 46 meiner Zeitung ab. Herr de la Barra, vor dem ich die Haltung meines Blattes rechtfertigte und den ich um Schutz gegen die Hetzereien der Maderisten bat, sandte mir ein sehr freundliches Handschreiben mit der Versicherung, die Regierung sei unfähig, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Herrn Madero ersuchte ich, bei der Redaktion seines Blattes darauf hinzuwirken, daß es seine Beschuldigungen und Bedrohungen widerrufe, und bemerkte am Schluß meines Briefes, wir Deutschen seien gewohnt, unter dem Schutz von Gesetzen zu leben und sie zu respektieren, auch in fremdem Lande, das uns Gastfreundschaft gewähre; ehe wir jedoch ungesetzliche Willkürlichkeiten ertragen, zögen wir es vor, den Staub der Fremde von unsern Füßen zu schütteln; der Ausweisungsparagraph sei auf uns Deutsche nicht anzuwenden; ich wünschte, daß das Land, das wir wie eine zweite Heimat liebten, den Pfad des Friedens und Fortschritts wiederfinden möchte unter einer Regierung, die die Ordnung und gerechte Ausführung der Gesetze zu wahren wüßte. . . . Auf diesen schönen Brief erhielt ich keine Antwort! Dagegen that die pöbelhafte Anrempelung der „Nueva Era“ doch beinahe ihre Schuldigkeit. Zwei oder drei Tage nach jener Ausweisungsdrohung klebten an den Straßenecken gelbe gedruckte Zettel, die den Pöbel der Hauptstadt gegen mich aufhetzen sollten, indem sie meine Ausweisung forderten. Die Folge war, daß ich einige Male am helllichten Tage auf der Straße von Trupps von Rowdies belästigt wurde und von da an gezwungen war, mich zu bewaffnen. Aber ich wurde weder ermordet, noch brauchte ich einen Schuß Pulver an die schmierigen, halbnackten Herolde des großen Befreiers zu verschwenden. . . .

In einer persönlichen Unterredung überzeugte ich den Herausgeber von „Nueva Era“, Herrn Juan Sanchez Azcona, von der Grundlosigkeit seiner Beschuldigungen und erhielt von ihm die bestimmte Zusage, er werde am übernächsten Tage eine mich rechtfertigende Darstellung der Angelegenheit veröffentlichen. Als der Mexikaner wortbrüchig wurde, gab ich im „Wanderer“ unsere Unterredung wörtlich wieder.

Eine Kollektivnote der kaufmännischen Großmächte.

„s Geschäft bringt's mal
so mit sich.“

Ich hielt die „Nueva Era“-Episode für beendet, erledigt und abgethan — die gelben Maueranschläge waren längst mit patriotischen Manifesten und diese wieder mit ebenso patriotischen Gegenmanifesten überklebt, ich hatte meine Pistole wieder zu Hause ans Bett gehängt und die maderistischen Herolde von ehemals, die mich angebrüllt und bedroht hatten, bettelten mich wieder auf der Straße an, beinahe wie in der guten, alten Zeit — da flatterte mir eines Tages ein sonderbarer Wisch aufs Pult, den ich in meiner grenzenlosen Perplexität einige Male lesen mußte, ehe ich ihn in seiner ungeheuerlichen — Dummheit zu begreifen anfang. Es war ein Protestschreiben der deutschen Kolonie in der Angelegenheit „Nueva Era“—„Wanderer“. So etwas von selbsteingestandener und -dokumentirter Massengeistesarmut und -charakterlosigkeit hatte ich wirklich noch nicht erlebt und selbst von der gloriosen deutschen Kolonie in Mexiko nicht erwartet. Das kostbare Schriftstück war von Herrn Franz Böker, einem guten Freund des Herrn Fricke, „angeregt“ und in der Kolonie herumgereicht und mir durch einen Boten des Hauses Julio Albert y Cia zugestellt worden. Es lautet:

„México, September 1911.

„Herrn Dr. Wilhelm Bauer — Hier.

„Wir vertreten die Ansicht, daß eine deutsche Zeitung im Ausland sowohl auf das Ansehen und die Interessen der Kolonie, als auch besonders auf die Gefühle des Volkes Rücksicht zu nehmen hat, dessen Gastfreundschaft die Kolonie genießt. Beide Rücksichten sind in Ihren Kritiken über mexikanische Politik außer Acht gelassen.“

„Sie haben zwar bisher einen abweichenden Standpunkt vertreten; aber neuerdings beweisen die Auslassungen der „Nueva Era“, daß hiesige Kreise sich durch den „Wanderer“ ungebührlich angegriffen gefühlt haben, daß also die Bedenken gerechtfertigt waren, die ein angesehenes Mitglied der Kolonie seiner Zeit Ihnen gegenüber äußerte. Unsere außer-deutsche (sic) Umgebung sieht eben in Ihren Äußerungen nicht etwa den Ausdruck Ihrer persönlichen Ansicht, sondern hält dieselben irrtümlicherweise für die Meinung der Deutschen Kolonie. Diese — vielleicht nicht beabsichtigte, deshalb aber nicht weniger schädliche — Folge Ihrer Kritik möchten wir Ihnen hier-

mit vor Augen führen und Sie deshalb höflichst ersuchen (sic), Ihre Auslassungen über hiesige Politik auf einen andern Ton zu stimmen.

(gez.) Compañia Ferretera Mexicana, S. A., F. Boker.
Julio Albert y Cia. Scs.
G. Lohse y Cia. Scs.
Bruno Kirschke.
Siemens-Schuckertwerke Mexico. A. Hirsch.
Ch. Michel y Cia.
Diener Hermanos.
A. Wagner y Levien Sucs.
Eberstadt & Brandseph.
Juan Wirth y Cia.
Juan Dosse y Cia.
Max Otto
Korff, Honsberg y Cia.
Fedo. Ritter & Co.
J. W. Plate.
Paul Kosidowski.
Theiner, Janowitzer & Co.
Deutsch-Südamerikanische Bank (Berlin), Sucursal en México-
A. Fricke, p. p. Chapeaurouge.
Carl Wriedt.
A. Vargas Sucs.
Eggert, Reimers y Cia.
Reinbeck & Becker S. e. C.
Christlieb & Rübke.
Orenstein & Koppel. Arthur Koppel, S. A. Fanty.
Leopoldo Weber y Cia.
Bode & Rosenstein.
Sociedad Tubos Mannesmann Otto Konrad, ppa. M. Heinze.
Chr. Bolbrügge
Dorner & Bacmeister.
Bouligny & Schmidt Suc.
E. Kentzler.
Johannsen, Felix y Cia.
G. Saloschin & Co.
Gasmotoren-Fabrik Deutz Sucursal en Mexico Ulr. Meyer.
Schreiber y Cia. Sucs.
Enrique G. Schäfer Sucs.“

„Für dies Konzert bin ich in eurer Schuld.“

Das sind also 36 deutsche Firmen der Hauptstadt Mexiko, aber es sind natürlich nicht alle, noch durchweg die angesehensten; bei vielen andern, die im wörtlichen Sinne durch Abwesenheit glänzen, ist dem Hausierer dieses Dokuments die Thüre gewiesen worden (was ja auch die beträchtliche Zeitdifferenz zwischen der Anpöbelei des mexikanischen Blattes und derjenigen der lieben Landsleute erklärt, denn das Dokument machte wochenlang die Runde und es mußten nicht wenige zur Abgabe ihrer Unterschriften „getreten“ werden.)

Ich hatte damals zuerst an eine Veröffentlichung des Briefs und seiner Beantwortung gedacht, habe aber dann doch darauf verzichtet, weil ich mich offen gestanden schämte, ein derartiges geistiges Armutszeugnis meiner Landsleute vor die Öffentlichkeit zu bringen. Ich mußte nämlich fürchten, daß damit die Achtung vor dem deutschen Kaufmannsstand in weiten Kreisen der mexikanischen Bevölkerung, die den geistigen und moralischen Tiefstand des ganz gewöhnlichen Hetzblatts „Nueva Era“ richtiger einzuschätzen wußten als die maderofreundlichen (weil à tout prix auf „Geschäfte“ ausgehenden) Deutschen, bedenklich ins Wanken geraten würde. Ich habe also damals mit meinem Schweigen dem deutschen Ansehen im Ausland besser gedient als meine gegnerischen Landsleute mit ihrer Hetzarbeit.

Im Rahmen dieser Broschüre fällt das Bedenken beinahe ganz weg, und so will ich Ihnen denn, etwas post festum, aber darum nicht weniger gutgemeint, meine Antwort sagen:

Der Aufmarsch der 36, zum Teil großmächtigen kaufmännischen Firmen hätte mir eigentlich gewaltig imponieren müssen; aber imponiert hat mir daran nur die enorme Unverfrorenheit der paar Leithämmel und die stupide Gedankenlosigkeit ihrer zahlreichen Gefolgschaft. Sie wissen ja gar nicht, was sie damit gethan haben, und darum kann ich gar keinen rechten Groll gegen Sie aufbringen. Manche von Ihnen waren nicht einmal einsichtslos genug, um mir nicht doch in ihres Gewissens verschwiegenem Kämmerlein recht zu geben, jedoch — zwei Seelen wohnen, ach! in ihrer Brust, und von diesen ist natürlich, wie gewöhnlich, die weniger reinliche zum Wort gekommen.

Aber hören Sie mich mal ruhig an. Sie sind weitaus in der Mehrzahl als kompakte Firmen aufgetreten — soll das nun heißen, daß Sie vor der Unterzeichnung des Protestes alle Ihre Angestellten einzeln um ihre Meinung befragt und diese mit Ihrer eigenen in Übereinstimmung gefunden haben? Oder glauben Sie mit der Arbeitskraft Ihrer jungen Leute zugleich ihre Gewissen gekauft zu haben, so daß Sie frei darüber verfügen können? Aber das ist ja Unsinn, so war's nicht gemeint. Vielleicht wollten Sie aber damit in sinniger Weise den geschäftlichen Charakter Ihrer politischen Stellungnahme und Ihrer Bekämpfung meiner Zeitung andeuten; dann hätten Sie es aber ruhig aussprechen sollen, es würde die Debatte weit fruchtbringender und — amüsanter gestalten. Es wäre auch männlicher und ehrlicher gewesen, als von „Gefühlen des Volkes“, „Genuß der Gastfreundschaft“ etc., verzeihen Sie das offene Wort, zu faseln. Ihr leitender Grundsatz ist doch nun mal: „virtus post nummos“, was auf gut Deutsch heißt: „Zuerst wird für den Geldbeutel gesorgt, mag dabei die Tugend zum Teufel gehn“.

Weiter muß ich mich sehr wundern, daß Sie, die praktischen und nüchternen Geschäftsleute, die wissen sollten, daß Zeit Geld ist, Ihre und meine kostbare Zeit mit derart unnützem Kram vergeuden, denn das hätten Sie sich selber sagen können, daß ich auf Ihre politische Heuchelei und Ihren mora-

lisch oder ästhetisch sein sollenden Schwindel nicht hereinfallen würde. Wozu Sie sich in Ihres Herzens dunklem Drange, implicite, bekennen, das nenne ich: politische Prostitution! Sie verweisen in wirklich anerkennenswerter väterlicher Milde auf den ersten Tadel, den „ein angesehenes Mitglied der Kolonie“ (eine soziale Bewertung, die dadurch nicht geschmackvoller wird, daß sie der also Qualifizierte selbst unterschreibt) ausgesprochen und kommen auch auf die Bemerkung des gleichen angesehenen Mitglieds zurück, daß ich mit meinen Ansichten vereinsamt in der Kolonie dastünde. Das ist — verzeihen Sie wieder meine grobe Aufrichtigkeit — blühender Unsinn, denn ich habe von vielen Seiten die wärmste, teilweise begeisterte Anerkennung zu hören bekommen. Es ist allerdings kein Zufall, daß Stimmung und Anschauungen der im Innern des Landes ansässigen Deutschen von den Ihrigen zum großen Teil so verschieden sind. Sie haben eben als nächste Nachbarn und Leidtragende der revolutionären Auswüchse und Greuel ganz andere Beobachtungen und Erfahrungen gemacht als Sie, und zu ihnen ist der Pesthauch des politischen Sumpfes nicht vorgedrungen.

Woher kennen Sie mich, bzw. meine Zeitung und ihren politischen Standpunkt überhaupt? Sie lesen mein Blatt? Dann müssen Sie es, was man so nennt, schinden, denn auf meiner Abonnementsliste findet sich zufällig fast keiner von Ihnen, wohl aber sehr viele andere, die den heiligen Kreuzzug nicht mitmachten. Der schon oben vermerkte wohlwollende, milde, väterliche Ton Ihrer Zuschrift sticht übrigens recht wohlthuernd ab von dem Biertischklatsch, mit dem Sie sich Ihrer moralischen Blähungen gegen den „Wanderer“ zu entledigen pflegen. Sie haben also doch wohl damit gerechnet, daß ich Ihren Protest veröffentlichen würde. . . .

Sie werden nun, hoffe ich, einem in jeder Hinsicht ausgewachsenen Menschen nicht länger zumuten, daß er sich Ihren geschäfts-politischen Praktiken fügen und gegen seine Überzeugung schreiben soll. Warum gingen Sie nicht lieber zu Madero hin, einzeln oder auch als kompakte Gesinnungsgenossenschaft, um Ihre Anhänglichkeit an seine vermutlich kommende Regierung schon jetzt zu demonstrieren? Und wenn Ihnen das zu beschwerlich oder sonstwie unthunlich erschien: Sie könnten sich doch einfach einem der vielen demonstrierenden Trupps Pelados anschließen, wie sie von Zeit zu Zeit als politische Stimmungsmacher unter Hochrufen auf Euren gemeinsamen Liebling Madero durch die Straßen ziehen! Aber nein, das ginge nicht, das wäre ja „Eimischung in die mexikanische Politik“ (wenn Sie auch von den berühmten „Regierungskreisen“ deshalb kaum getadelt würden). Da blieb Ihnen freilich nur die Taktik des Anschleichens und Überfalls auf Ihren ketzerischen Landsmann!

Ich hatte schon früher Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß es Ihnen freisteht, meine Zeitung zu lesen oder sich die damit verbundene Aufregung zu ersparen, und ich brauche wirklich nicht hinzuzufügen, daß es Ihnen ebenso freisteht, Ihre Waaren, die Sie gerne verkaufen möchten,

in meiner Zeitung anzuzeigen und sich auf diese Weise eine Verkaufschance mehr zu eröffnen, oder aber auf diese Chance zu verzichten. Sie sind meiner Zeitung gegenüber genau so frei, wie Sie zu sein wünschen, und es war darum, nebenbei bemerkt, eine wenig taktvolle Äußerung des angesehenen Mitglieds der Kolonie: meine Zeitung verdanke ihre Existenz Ihren Annoncen. Woher wissen Sie, ob ich nicht, wenn die Zeitung mit Annoncen angefüllt ist, immer noch mit Unterbilanz arbeite, oder ob ich nicht, wenn Sie alle mir Ihre Annoncen entziehen bzw. vorenthalten, immer noch einen fetten Profit mache? Wen geht das überhaupt das Geringste an? Setzen Sie doch mal den Fall, ich schriebe meine Zeitung nicht zu dem gleichen Zweck, dem Ihr ganzes Sehnen und Trachten gilt: um möglichst rasch möglichst viel Geld zusammenzuscharren, sondern zu meinem Privatvergnügen, aus Laune, Sport oder wie Sie's nennen wollen — was geht Sie das an? Ich kümmere mich ja auch nicht darum, ob Sie geschäftlich geschädigt werden, wenn ich meinen Bedarf an den verschiedensten Dingen nicht bei Ihnen, sondern bei Ihren Konkurrenten decke, und ich habe nicht das geringste Mitleid mit Ihnen, wenn Sie sich durch Gewährung eines Scontos von 6 % auf Baarzahlung ruinieren. Ich fühle eben Ihnen gegenüber weder Mitleid noch Schadenfreude, aber Sie wollen mit diesen Affekten gegen mich arbeiten.

Ich will Sie aber nicht einmal für die Taktlosigkeit des angesehenen Mitglieds der Kolonie mit verantwortlich machen, obwohl Sie es streng genommen wären, da Sie hätten wissen sollen, was Sie unterschrieben. Nicht wenige von Ihnen haben aber aus alter Gewohnheit (wie auf Sammlungslisten zu wohlthätigen Zwecken) unterschrieben, als sie bereits eine oder mehrere angesehene Firmen auf dem Dokument prangen sahen. „Was? Die haben schon unterschrieben? Dann ist die Sache in Ordnung.“ Das ist so, wie bei gewissen Vierfüßlern mit besonders ausgeprägtem Herdeninstinkt. Wäre es nicht so, so fände ich absolut keine Erklärung dafür, daß einige Dutzend intelligenter Deutscher (nicht wahr?) und zum Teil führende Geister der Kolonie (10 % von den Unterzeichneten sind Konsuln, einer sogar Kaiserl. Deutscher Konsul, und viele haben für allerlei Verdienste glänzende Orden eingeheimst!) derartige Sonderbarkeiten unterzeichnet und sich damit zu einem geistigen Elaborat bekannten, das, außer einigen unbewiesenen Behauptungen, die aus einem offensichtlichen Furchtgefühl heraus geboren sind, einen erstaunlichen Mangel an Urteil und Logik erkennen läßt. O imitatores, servum pecus! (Habt Ihr noch nie daran gedacht, daß ich Euch ja auch schon 14 Jahre lang beobachtet und gefunden habe, daß so manches an Eurem Gebahren zu tadeln war. Ich habe mich nicht darum gekümmert und Euch nicht zugemutet, Euch anständiger zu benehmen, warum kümmert Ihr Euch um mich und mutet mir zu, mich unanständig zu benehmen?)

Auch ich vertrete die Ansicht, daß eine deutsche Zeitung im Ausland auf das Ansehen und die Interessen der Kolonie Rücksicht zu nehmen hat. Sie machen mir implicite den Vorwurf, daß ich dies nicht gethan hätte. Ich weiß nicht, was Sie mit diesen

an sich etwas vagen Ausdrücken meinten; wenn Sie aber glauben, daß das „Ansehen“ der Kolonisten darin zum Ausdruck kommt, daß man uns hier als gute Kerle (bonachones) betrachtet, auf der Straße umarmt und gelegentlich mit der größten Unverfrorenheit übers Ohr haut, wenn Sie mit andern Worten das „Ansehen“ der Kolonie mit ihrem à tout prix aufrecht erhaltenen guten Einvernehmen mit den fremden Landeskindern identifizieren, dann bekenne ich mich schuldig, darauf nicht immer die gewünschte weitgehende Rücksicht genommen zu haben. Wenn man dagegen unter Ansehen Achtung, Respekt, die nötigenfalls erzwungene fremde Anerkennung der eigenen tüchtigen Eigenschaften versteht, so bin ich mir keiner Verletzung meiner Pflichten als Journalist bewußt.

Nun die „Interessen“! Wie konnten Sie nur Ansehen und Interessen in einem Atem nennen! (Wenn ich Ihnen bei der Redaktion des Protestes hätte helfen dürfen, so hätte ich statt Interessen lieber — „Imponderabilien“ gesetzt.) Die stehen sich doch leider so oft diametral entgegen! Sie sollten als Kaufleute wissen, daß nicht selten die „Interessen“ nur mit Opfern an Ansehen und Achtung, und zwar fremder und eigener, gewahrt werden können. Freilich dürften auch unsere Ansichten über den Begriff „Interessen“ ziemlich weit auseinandergehen. Sie scheinen, wie Sie das Wort in Ihrem famosen Protest gebrauchen, nur materielle, auf Gelderwerb gerichtete, kurz Handelsinteressen zu kennen. Und daß es in der Verfolgung dieser Art Interessen nicht immer sauber zugegangen ist, beweist gerade die Geschichte einiger fremden Häuser in Mexiko, die sich in früheren Jahrzehnten ihren Reichtum als Komplizen großer und immuner Gauner erwarben, und wenn wir in der letzten Zeit die erbärmliche Schweifwedelei deutscher Häuser beobachten, die sie mit der Überreichung von Ergebenheitsadressen und Huldigungsmedaillen erst an Porfirio Diaz und wenige Monate später an — Madero begingen, so kommt das, mutatis mutandis, auf die gleiche Methode heraus und es illustriert jedenfalls vortrefflich Ihre Auffassung der Begriffe „Ansehen“ und „Interessen“. Für mich und andere, moralisch und ästhetisch unverkümmerte Deutsche gibt es noch andere Interessen und diese laufen streng parallel mit dem Grade von Ansehen und Achtung, in der wir bei den Fremden stehen.

Auch auf die „Gefühle des fremden Volkes“ muß Rücksicht genommen werden, wer wollte das bestreiten? „Des“ Volkes soll doch wohl des ganzen Volkes heißen, oder mindestens der überwiegenden Mehrheit des Volkes. Die Maderisten, die ich bekämpfe und deren Gefühle ich allerdings wenig geschont habe, bilden aber nicht „das“ Volk (das angesehene Mitglied machte daraus sogar „Regierungskreise“), sondern eine von so vielen politischen Parteien (dies wurde im September 1911 geschrieben), und zwar eine recht unsaubere, die dem mexikanischen Volke wahrhaftig keine Ehre macht. Sie scheinen nur unter Maderisten zu leben, sonst müßten Sie wissen, daß es auch noch andere politische Elemente gibt, die für meine Überzeugung das mexikanische Volk faktischer und wür-

diger vertreten als Madero und seine Spießgesellen, und auf deren Gefühle habe ich in der That Rücksicht genommen. Haben Ihnen die Großthaten der Revolutionsführer so gewaltig imponirt, daß Sie vor ihnen auf den Knien zu rutschen für eine Ehre ansehen? Was werden Sie thun, wenn Madero, vielleicht schon nach einigen Monaten, abgewirtschaftet haben wird? Dann sehen Sie sich wohl schleunigst nach einem neuen Götzen um, den Sie anbeten können. Macht und Einfluß erscheint Ihnen anbetungswürdig, weil Sie sich an ihn anklammern zu müssen glauben, um geschäftliche Erfolge zu erzielen. Wie kämen daneben noch Wahrheit, Recht und persönliche Würde in Betracht?

Es ist eine sächlich falsche und von vielen von Ihnen bewußt gefälschte Behauptung, daß die Auslassungen der „Nueva Era“ bewiesen, daß hiesige Kreise sich durch den „Wanderer“ ungebührlich angegriffen gefühlt hätten. Viele von Ihnen, und gerade von Ihnen, wissen nur zu gut, daß ich das Opfer einer verleumderischen Denunziation aus den Kreisen der Kolonie werden sollte. Kein Mexikaner hätte sich daran gestoßen, wie ein deutsches Blatt über Madero und Zapata urteilt: Deutsche waren es, die ein paar fanatische Anhänger des Revolutionschefs auf die Staatsgefährlichkeit meiner Zeitung hinwiesen, mittelst Verleumdungen, da es ihnen sonst nicht gelungen wäre, die „Nueva Era“ und ihren fremdenhassenden Indianerhäuptling auf mich zu hetzen. Und Sie fanden nicht Ausdrücke des Ekels und Abscheus über diesen Verrath? Sie fanden nicht so viel Solidaritätsgefühl in Ihrer deutschen Männerbrust, daß Sie einen flammenden Protest gegen die Unverschämtheiten jenes Madero-Blattes erhoben? — Aber was verlange ich von Euch Leuten aus Böötien und Abdera, deren geistiger und sittlicher Horizont nicht über den Schatten Eures Geldsacks hinaus reicht! Ihr gabt der maderistischen Meute ja recht und freut Euch, wie Ihr es thut, der angeblichen Bestätigung der früheren Meinungsäußerung des „angesehenen Mitglieds“.

Unsere außerdeutsche Umgebung soll nicht in meinen Äußerungen den Ausdruck meiner persönlichen Ansicht sehen und sie kann und thut es auch nicht, solange meine Zeitung von zahlenden Abonnenten gelesen wird. Sie sollten sich aber auch Ihrerseits nicht einbilden, „die Meinung der Deutschen Kolonie“ zu vertreten. Da sind Sie alle miteinander ebenso gründlich auf dem Holzweg, wie es das pp. Mitglied war, als es mich damals „vereinsamt“ nannte.

Sie leiden an einigen fixen Ideen. Maderismus ist nicht Regierung, Maderismus ist nicht die Revolution, Revolution ist nicht Regierung — denken Sie mal darüber nach! — Ihre Meinung ist nicht die der Kolonie, und Verleumdungen sind keine „Beweise“, aber höchst unsaubere Waffen.

In einer Hinsicht bewundere ich Ihre Kollektivnote: sie zeigt die seltene und ganz erstaunliche Einigkeit von sage und schreibe 36 Mitgliedern der Kolonie, die sich wie ein Mann für eine Sache einsetzen. Nur nicht für eine edle.

Weitere Großthaten der heiligen Hermandad.

So wollte ich, wie gesagt, das Protestschreiben der Herren Frickeaner ursprünglich beantworten; da ich scheinbar nicht darauf reagierte, wuchs jenen der Mut, daß sie glaubten, mich auf andere, noch weit gemeinere Art loswerden zu können. In verschiedenen Orten im Innern wurde das verleumderische Gerücht verbreitet, ich sei von der Partei der „Cientificos“ — die zuletzt unter Diaz das Heft in die Hand bekommen hatte — bestochen, und auf Grund dieser Verdächtigung eine Boykottbewegung gegen meine Zeitung inszenirt. Ein mir persönlich unbekannter Leser schrieb mir aus Puebla u. a.: „Hier hat eine Liste zirkuliert, darin sich alle teutschesten Deutschen einzeichnen sollten (viele wohl mußten) mit der Versicherung: den „Wanderer“ nie wieder zu lesen.“ Ähnliche Zuschriften erhielt ich aus anderen Orten. Mit Bezug auf die oben erwähnte Verleumdung setzte ich in Nr. 46 des „Wanderer“ eine Prämie von tausend Pesos (zweitausend Mark) für den aus, „der die obige Beschuldigung beweist oder irgend welchen Zusammenhang der Schriftleitung dieser Zeitung mit einem Angehörigen der Partei der Cientificos ausfindig macht.“ Es hat keiner auch nur den Versuch gemacht, sich das schöne Geld (und dazu viel Anerkennung in gewissen Kreisen der deutschen Kolonie) zu verdienen.

Ein anderer aufrechter Deutscher schrieb mir — ich habe den Brief unter „Offene Korrespondenz“ in der gleichen Nr. 46 abgedruckt —: „Sehr geehrter Herr Doctor! Zum Angriff auf Sie in der Nueva Era gratuliere ich Ihnen recht herzlich. Wer dort gelobt wird, ist ebenso herzlich zu bedauern. Nachdem Sie sich die Gunst der Bank-Kommis-Kreise verscherzt haben, mag es Ihnen nun passieren, daß Sie zum „Wanderer“ werden. Famos! — es wäre eine herzerfrischende Begebenheit, auf die die deutsche Kolonie noch nach langen Jahren stolz zu sein hätte. Es würde das non plus ultra eines Beweises deutschen Mutes dem Auslande gegenüber. Schade, daß Graf Preyßing nicht noch etwas wartete. Er hätte seinen Artikel auf Ems-Agadir-Mexiko erweitern können. — Aber noch sind Sie ja nicht ausgewiesen. — Ob Sie Recht hatten, Ihrem Mißmut über den Maderismus so frühzeitig in Ihrem Blatte Ausdruck zu verleihen, wie Sie es thaten, mag offene Frage bleiben. Sie haben es nun einmal gethan und mögen sich im angenehmen Bewußtsein sonnen, heute neun Zehntel der vernünftig denkenden Mexikaner und Ausländer auf Ihrer Seite zu haben.“ (So schreibt ein Deutscher, der anfänglich mit meiner Auffassung der mexikanischen Politik nicht einverstanden war, aber den Mut besaß, seinen Irrtum einzugestehen. Wie anders die Herren Protestler um Fricke, die das alberne Geschwätz von meiner „Vereinsamung“ innerhalb der Kolonie wieder aufwärmten! — Der Einsender fährt fort:) „Trotzdem haben Sie es mit einem großen Teil der deutschen Kolonie verdorben, der, wie neulich im „Wanderer“ ausgeführt wurde,

es sich nicht nehmen lassen will, bloß Volksdünger zu sein. — Auf all das kommt es aber jetzt nicht mehr an. Worauf es ankommt, ist, daß die hiesigen Deutschen, denen neben ihrem Deutschtum noch etwas männlicher Mut verblieb, alles daran setzten, zu verhindern, daß einem deutschen Blatte und zuden jetzigen Zeiten und unter der jetzigen Regierung der Mund verboten wird! Ob mit Recht oder Unrecht, ist ganz gleichgültig. — Wir hatten den Fall Stein, den jämmerlichen Fall Seibt, den Greuel von Covadonga, aber es fehlte noch, daß wir die erste Fremdenkolonie Mexikos sein sollten, die einen des Landes verwiesenen Zeitungsherausgeber lieferte. Zum abschreckenden Beispiel für andere! Denn da wir nur Deutsche sind, kann man sich das heute getrost mit uns erlauben! — Wie gesagt, famos! Wenn es nicht allzu jämmerlich wäre. Eine helle Freude, in diesem Jahrhundert zu leben und Deutscher zu sein!“

Der Herr Einsender hatte von dem berüchtigten Massenprotest (der damals bereits gegen mich ergangen war) keine Kenntnis, sonst hätte er wohl noch einige kräftigere Töne angeschlagen. . . .

Ein weiteres Eingesandt, das der Schriftleitung in jenen Tagen aus dem Innern des Landes zugeht und in Nr. 47 des „Wanderer“ abgedruckt ist, lautet:

„Geehrte Redaktion! Gestatten Sie mir, Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zu der schneidigen und würdigen Abwehr der Angriffe eines dortigen Blattes auszusprechen und dazu zu bemerken, daß wir Deutsche am hiesigen Platze ausnahmslos auf Ihrer Seite stehen. Es fehlte noch, zu allem Übrigen, daß ein deutscher Zeitungsherausgeber wegen seines, freilich seltenen Mutes der Überzeugung aus einem Lande wie Mexiko ausgewiesen würde! Dies wäre eine Schmach und Schande, mehr für dieses Land als für Sie. — Am meisten hat uns die Stelle in Ihrem offenen Briefe an Madero gefallen, wo Sie mit schönem und berechtigtem Selbstbewußtsein sagen: „Wir Deutsche sind gewohnt, unter dem Schutze von Gesetzen zu leben, die wir überall zu respectieren wissen. Treten aber an ihre Stelle ungesetzliche Willkürlichkeiten, so kehren wir lieber einem solchen Lande den Rücken, als uns mit Ausweisung bedrohen zu lassen.“ So ungefähr sagten Sie und Sie haben damit den Nagel auf den Kopf getroffen und dem Deutschtum in Mexiko einen wertvollen Dienst erwiesen. . . . Wie Sie bereits auf dem Beilageblatt zu No. 45 des „Wanderer“ ganz richtig bemerkten, handelt es sich in dem Fall Nueva Era allerdings um eine verleumderische Denunciation. . . . Ich will es hier aussprechen und als bewiesene Tatsache hinstellen, daß jene verleumderische Denunciation von Deutschen in Mexico ausgegangen ist. . . . Jener flammende Protest der Nueva Era verfolgt offenbar den edlen Zweck, Sie von der deutschen Presse, den deutschen Reichsbehörden und der deutschen Kolonie in Mexiko zu isolieren. Deshalb der Hinweis auf die andere Zeitung, die plumpe Schmeichelei den Kolonisten gegenüber (die ein einsichtiger Deutscher eher als eine Beleidigung auffassen

sollte) und die servile Apostrophierung des deutschen Gesandten. Als ob die Schriftleitungen der beiden Blätter sich gegenseitig zu kontrollieren hätten; als ob ferner die ganz subjektive und dabei unwürdige Auffassung der Herren Denunzianten sich mit derjenigen der ganzen deutschen Kolonie deckte, und als ob es schließlich dem Vertreter des Deutschen Reichs zukäme, der Schriftleitung der Presse auf die Finger zu sehen. Das ist also alles kindisch, unsinnig und unüberlegt. Es bleibt aber darum doch, wie ich sagte, eine schlaue eingefädelte Intrigue, denn sie war auf die nicht gerade übermäßig hohe Intelligenz der Durchschnittszeitungsleser berechnet. Geehrter Herr Redakteur! Auch hier hat man den Versuch gemacht, Ihre Zeitung zu boykottieren, er ist aber gründlich fehlgeschlagen. . . . Wir brauchen Ihnen zwar nicht zuzureden, daß Sie Ihren Kampf gegen jene, ganz gewissen Kreise der hauptstädtischen Kolonie unentwegt fortsetzen sollten, denn Sie haben bewiesen, daß Sie sich nicht einschüchtern lassen; wäre es aber nicht doch angebracht, etwas rücksichtsloser gegen die, uns allen bekannten Giftmischer vorzugehen und ihnen durch einen entscheidenden Schlag ihr unsauberes Handwerk zu legen?“ . . .

Von den sehr zahlreichen Zuschriften, die ich damals erhielt, sei im folgenden nur noch eins im Auszug wiedergegeben, das deutlich genug zeigt, wie meine „Vereinsamung“ aussah. Vgl. „Wanderer“, 23. Nov. 1911.

„Sehr verehrter Herr Doctor: . . . Ich möchte nicht verfehlen, Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem „Wanderer“ und meine aufrichtige Bewunderung für Ihr unerschrockenes, energisches Auftreten auszusprechen, das Sie in dem — wie soll ich sagen? — lächerlichen Konflikt mit maderistischen Kreisen und Parteiorganen, in den Sie durch schamlose Intriguen Ihrer eigenen Landsleute hineingezogen wurden, gezeigt haben.“

„Es ist ein Jammer, daß wir Deutschen im Auslande so wenig National-Bewußtsein und National-Ehrgefühl besitzen.“ . . . „Der uns von Jugend auf eingesäte „persönliche“ Ehrbegriff fällt bei den meisten von uns auf schlechten Boden, und anstatt, daß bei dem gereiften Mann, besonders wenn er seine Tätigkeit ins Ausland verlegt, neben der persönlichen Ehre ein starker Stamm nationaler, deutscher Ehre heranreift, wächst ein manchesmal wilder Busch von persönlicher Meinung und subjektiven Anschauungen heraus, der unser Nationalgefühl erdrückt. Wo zwei Deutsche zusammen sind, gibt es drei verschiedene Meinungen.“ Das ist öfters leider nur zu wahr. Wir lassen uns zu viel von unseren persönlichen Gefühlen leiten und vergessen darüber das Ganze.“

„Da haben wir wieder Ihren Fall, verehrter Herr Doctor. Als die Sache kritisch zu werden drohte (ich beziehe mich auf die Drohung der bewußten Zeitung), hätte die ganze Kolonie wie ein Mann aufstehen sollen, selbst wenn es gegen die per-

sönlichen Interessen (von Anschauungen will ich garnicht reden) Einzelner war, denn es handelte sich um eine nationale Sache.“

„Ich weiß nicht, weshalb ich diesen ganzen Kram wieder auf-rühre, obgleich ich nicht einmal den Vorzug habe, Sie persönlich zu kennen. Ich wollte Ihnen jedoch schon lange, als eifriger Leser Ihres „Wanderer“, meine Sympathie aussprechen, bin jedoch wegen meiner angestregten Tätigkeit nicht dazu gekommen.“

„Ihnen nochmals ein kräftiges Glückauf zurufend verbleibe ich“ etc.

Im Verlaufe dieser Dreieinigkeitsaffäre Fricke-Nueva Era-Kollektivnote, die ich wohl eine nicht gewöhnliche Charakterkraftprobe nennen darf, kam es auch hin und wieder zu komischen Zwischenfällen. So veröffentlichte ein Herr, der zufällig mein Rufnamensvetter und Titel- (nicht Fakultäts-) Kollege ist, in der „Nueva Era“ eine inständige Bitte an seine hochverehrte mexikanische Klientel — die ihm einen hübschen Batzen Geld ein-trägt — sie möchte ihn doch ja nicht mit dem am öffentlichen Pranger stehenden bösen Dr. Bauer verwechseln; er sei ja solch ein braver Kerl und liebe Madero und Zapata von ganzem Herzen. . . Das war ungeheuer komisch, denn der geschäftskundige Herr ist erstens nicht Deutscher, sondern Schweizer, (hält aber still, wenn man ihn als „oculista a l e m a n“ lobt und weiter empfiehlt) und er kann zweitens bei allen, die ihn auch nur flüchtig kennen, garnicht in den Verdacht geraten, meine Artikel geschrieben zu haben, falls er drittens über-haupt Zeit und viertens noch einiges andere gehabt hat, um sich über mexikanische Politik eine Meinung zu bilden. . . .

Der Fall Covadonga.

Am 13. Juli 1911 wurden in einer Tuchfabrik bei Puebla, die dem Spanier Diaz Rubin gehört und „La Covadonga“ heißt, vier Deutsche, drei Männer und eine Frau, von ehemaligen Revolutionären in bestialischer Weise zu Tode ge-foltert. Die Frau wurde im Beisein ihres Mannes, der an einen Bett-posten gebunden worden war, damit er zusehen könne, zunächst von sämtlichen 28 (!) Kerlen der Reihe nach vergewaltigt, dann wurde ihr unter den entsprechenden Scherzreden eine Bierflasche in den Geschlechtsteil hineingetrieben und der Leib aufgeschlitzt, um die Wirkung dieser Prozedur zu sehen; darauf wurden der Unglück-lichen noch bei lebendigem Leibe die Brüste abgeschnitten und ihr schließlich der Kopf mittelst einer Dynamitpatrone abgerissen. D a n n erst wurde auch der Mann von seinen Leiden durch einen wohlgezielten Schuß erlöst. Ähnliche Qualen wurden den andern Opfern bereitet, denn die Maderisten waren auf die Fremden erbit-

tert. Der eigentliche, wenn auch indirekte und intellektuelle, Urheber der Covadonga-Morde ist der damalige Revolutionschef und heutige Präsident Mexikos, Herr Francisco I. Madero.

Das ist eine Auffassung, die meines Erinnerns in dieser viel-erörterten Affäre bisher noch nicht geäußert wurde, die ich indessen mit vollem Bewußtsein ausspreche und folgendermaßen begründe. Es ist zweifelsfrei erwiesen, daß Madero sich außer andern künstlichen Popularisierungsmitteln auch desjenigen der Anfächung und Schürung des Fremdenhasses bei den untersten Pöbelschichten bediente. Eins der zahlreichen Gerüchte von Attentaten, durch die das kostbare Leben des Freiheitshelden angeblich bedroht sein sollte, die sich indessen ausnahmslos als erfunden herausstellten, war anfangs Juli in Puebla verbreitet und von Emissären des großen Mannes mit der zweiten schändlichen Lüge verbrämt worden, daß diesmal Fremde ihre Hand im Spiele hätten. Der maderistische sogenannte General Abraham Martinez ließ daraufhin in Puebla eine Menge Haus-suchungen und Verhaftungen angesehenen Personen vornehmen. Da sich unter den Verhafteten auch einige Abgeordnete des Staates Puebla befanden, wurde sogleich eine Untersuchung eingeleitet und festgestellt, daß Martinez widerrechtlich und ungesetzlich gehandelt hatte. Der übereifrige „General“, der sich damals in der Stadt Mexiko aufhielt, wurde auf Antrag der wieder in Freiheit gesetzten Volksvertreter verhaftet und nach Puebla geschickt, um sich vor dem dortigen Gericht zu verantworten. Die maderistischen Truppen (die wider Abmachung und Gesetz von Madero unter den Waffen gehalten worden waren) versuchten nun ihren General aus der Kaserne, in der er internirt war, zu befreien, und es entspann sich in den Straßen Pueblas ein heftiger Kampf zwischen maderistischen und föderirten Truppen, der neun Stunden dauerte und 68 Tote und 54 Verwundete kostete, aber mit einem Sieg der Regierungssoldaten endete. Die geschlagenen Maderisten machten nun unter Führung ihres „Obersten“ Benigno Centeno ihrem Ärger durch Überfälle auf einige in der Nähe gelegene und Fremden gehörige Fabriken, darunter die Fabrik „La Covadonga“, Luft. Das Gerücht, daß Fremde ein Attentat gegen Madero geplant hätten, hatte sich unter dem an sich fremdenfeindlichen und raub- und mordlustigen Mob erhalten und ihn zu jener sinnlosen, bestialischen Wut hingerissen, die nicht nur die Thatsache, sondern zugleich die unmenschlichen Begleiterscheinungen jener Überfälle und Mordthaten vom 13., 14. und 15. Juli 1911 erklären. Die Ermordung der Deutschen war der Racheakt des maderistischen Pöbels für den angeblichen Attentatsplan der Fremden auf Madero, Madero hatte das Attentatsgerücht erfunden und verbreiten lassen, Madero ist also, indirekt und intellektuell, der Mörder der Covadonga-Deutschen.

Daß Madero die Schürung des Fremdenhasses als Wahlagitationsmittel betrieb, beweisen folgende Thatsachen. Bei seinem Einzug in die Hauptstadt und später wiederholt verkündete der Revolutionschef das neue politische Schlag-

wort: Mexiko für die Mexikaner! (An sich scheinbar eine harmlose Phrase, mit Rücksicht auf die damals wild wogenden Leidenschaften des kritiklosen mexikanischen Pöbels aber eine gefährliche Drohung.) — Die Frage der „Nationalisierung“ der wichtigsten Bahnlinien, die schon lange vor Ausbruch der Revolution von Limantour angeregt worden war und die Besetzung auch der höheren Stellen in der Eisenbahnverwaltung durch die Mexikaner, anstatt der Amerikaner, ins Auge faßte, dieses an sich berechnete und plausible Projekt wurde von Madero in jenen Tagen als Agitationsmittel wieder aufgegriffen und mit dem unverkennbaren Stempel des Fremdenhasses lanciert, während doch gerade zu jener Zeit am allerwenigsten an seine praktische Ausführung zu denken war. Zwischen Madero und seinem Intimus Sanchez Azcona, dem damaligen Herausgeber der „Nueva Era“ und späteren Privatsekretär des Herrn Präsidenten der Republik, war kurz vor dem Regierungsantritt des neuen Machthabers (wie mir Sanchez Azcona, dieser Vollblutindianer und größte Fremdenhasser Mexikos in der oben erwähnten persönlichen Unterredung in schadenfroher Anwandlung verriet) die Einbringung eines Gesetzes verabredet worden, das „den ungebührlich großen wirtschaftlichen und politischen Einfluß der Fremden beschränken“ sollte. Derselbe Herr Eingeborene leistete sich später, als Privatsekretär und Sprachrohr Madero's, die stupende Dreistigkeit, einem amerikanischen Reporter zu erklären, sobald der erste amerikanische Soldat die Grenze überschreite, werde es in Mexiko zu einem allgemeinen Fremdenmassaker kommen — eine Äußerung, die großes Aufsehen erregte und einen lebhaften Notenaustausch zwischen Washington und Mexiko zur Folge hatte. (Vgl. oben die Äußerung Taft's.)

Ich brauche nicht zu versichern, daß mir selbst dieser Zusammenhang der Dinge damals entgangen war, sonst hätte ich mit seiner Veröffentlichung gewiß nicht gezögert. Unser Gesandter aber war, als ein guter persönlicher Freund Madero's, völlig außer Stande, ihn zu ahnen, und wenn er ihn in einem besonders lichten Momente erkannt hätte, so hätte der Kaiserliche Gesandte den Menschen in Herrn von Hintze schleunigst darüber belehrt, daß eine Behandlung der Angelegenheit in dieser Form für den Vertreter des Deutschen Reichs höchst unbequem, ja geradezu unmöglich war. Unsere Gesandten sehen bekanntlich ihre Hauptaufgabe in der Aufrechterhaltung „guter Beziehungen“ zwischen der heimatlichen und der fremden Regierung; nicht so sehr, wie es ihre Pflicht wäre, in der energischen Vertretung der nationalen Interessen, wie es die (darum auch weniger beliebten) englischen Diplomaten thun. Kurz, der Herr Gesandte fing die Sache mal wieder gründlich verkehrt an — mit höflichen Anfragen und Freundschaftsbuhlen und kindlicher Vertrauensseligkeit. Mir hat Herr v. Hintze des öfteren erwähnt, wie gut seine persönlichen Beziehungen zu Madero seien, wie er auf dem Wege der freundschaftlichen Vorstellungen mehr erreiche als durch etwaiges schroffes Auftreten. . . Und er

versicherte mir, ich hätte ein unbegreifliches Vorurteil gegen Madero; er kenne ihn besser. — Madero sei ein herzensguter, braver Mann und ein wirklich genial veranlagter Staatsmann; sein einziger Fehler sei der, daß er eine zu gute Meinung von den Menschen im allgemeinen habe; er sei eben ein Idealist vom reinsten Wasser. . . . Ja, da steht einem der Verstand still!! Ich konnte wirklich nichts anders als ein gewisses Mitleid mit Herrn v. Hintze zu empfinden, denn er war doch schließlich nur das Opfer der so — eigenartigen Prinzipien deutscher Diplomatie, und man konnte von dem seitherigen Marine-Bevollmächtigten am russischen Hofe, der erst vor einigen Monaten, mitten in der Revolution, nach Mexiko versetzt worden war, wirklich nicht verlangen, daß er damals schon den mexikanischen Volkscharakter, die virtuos geübte Kunst von Lüge, Heuchelei und Verschlagenheit des Durchschnittsmexikaners, erkannt und in den Calcul seiner diplomatischen Thätigkeit einbezogen hätte. Heute dürften die bitteren Erfahrungen jenem Herrn Gesandten andere Ansichten und Methoden gelehrt haben.

Die Sühne der Covadonga-Morde zog sich von Monat zu Monat hin, die Geduld der deutschen Kolonisten wurde auf eine harte und schließlich unerträgliche Probe gestellt und mein guter Glaube an eine schließliche wünschenswerte Lösung der Affäre war schon nahezu geschwunden, als ich am 26. Oktober 1911 im „Wanderer“ sagte: „Daß die Covadonga-Schmach nicht, wie andere das hiesige Deutschland beschämende Vorfälle aus früheren Jahren, in Vergessenheit gerate, dafür wird jeder echte Deutsche in Mexiko sorgen, und die deutsche Presse wird auf ihrem Posten sein!“

Von Anfang Dezember bis Mitte Januar gab ich die Schriftleitung des „Wanderer“ vertretungsweise in andere Hände. Als aber der sechste Monat noch immer keine Sühne, ja nicht den geringsten greifbaren Erfolg in der diplomatischen Behandlung der Affäre gezeitigt hatte, beschloß ich, sie in meiner Zeitung wieder aufzunehmen und nunmehr rücksichtslos durchzuführen. Ein hochangesehenes Mitglied der Kolonie, der frühere Vorsitzende des Deutschen Hauses Sanitätsrat Dr. Pagenstecher, nahm sich gleichfalls der Covadongafrage an und es begann auf meine Anregung zunächst ein von der Schriftleitung unbeeinflusster Gedankenaustausch von Kolonisten, der sich naturgemäß bald auf eine Parteinahme wider und für die Gesandtschaft zuspitzte. Am 22. Februar griff ich selbst in die Debatte ein mit dem folgenden Artikel:

„Der neueste Panthersprung“.

„Die Covadonga-Affäre war gerade durch das in Nr. 14 ds. Bl. wiedergegebene Interview mit dem Kaiserl. Vertreter und die bekannte Anspielung des Herrn Dr. Pagenstecher in seiner Rede am 18. Januar aus siebenmonatigem Scheintode erweckt worden, als der Besuch des deutschen kleinen Kreuzers „Bremen“ in Veracruz angekündigt wurde. Der Besuch war lange vorher geplant gewesen, da es sich um eine Etappe der vorschrittmäßigen Übungsfahrten des deutschen Kriegsschiffes

handelte. Die Gelegenheit hätte zur Beschleunigung des Ganges des Covadonga-Prozesses ausgenützt werden können (wir sagen nicht: sollen), oder aber, er hätte auch demonstrativ unterbleiben können (hier sagen wir, angesichts der Wendung, die die Dinge inzwischen genommen haben, er hätte besser unterbleiben sollen). Eins von Beidem wäre würdig gewesen, das Eine mehr als das Andere, aber immerhin hätten wir uns auch mit der negativen Demonstration vorläufig begnügt.“

„Es kam aber ganz anders. Die „Bremen“ warf am 13. ds. Anker vor Veracruz, und da man (aus sehr naheliegenden Gründen) befürchten mochte, der Besuch des Schiffes könnte in mexikofeindlichem Sinne ausgelegt werden, so geschah wieder, was stets vonseiten unserer leisetretenden Diplomatie in solchen Fällen geschieht: es wurde schleunigst abgewiegelt! In mehreren Blättern und mehrere Tage lang konnte man die inständige Versicherung der Regierung des großen Deutschen Reiches und seines Vertreters in Mexiko lesen, der Besuch der „Bremen“ habe ganz und garnichts mit der Covadonga-Affäre, auch nicht mit dem neuesten Mordfalle, der Hinschlachtung des Deutschen Hans Angermann, zu thun. **Das war unwürdig!!!** Das Schiff wäre besser nicht gekommen, wenn diese Kundgebung von Schwäche die logische Folge davon sein mußte! (Wie wir aus authentischer Quelle erfahren, werden solche Übungsfahrten deutscher Kriegsschiffe häufig abgeändert, wenn politische Gründe dazu vorliegen.) In Veracruz wurden die üblichen Kanonenschüsse und Höflichkeitsbesuche ausgetauscht. Kommandant und Offiziere des deutschen Schiffes kamen in Civil nach der Hauptstadt herauf. Sie sollten von unserm Gesandten dem mexikanischen Kriegsminister vorgestellt werden, wurden aber — sehr auffallender Weise — nicht angenommen! Auch das war unwürdig, denn diese fatale Eventualität konnte vorausgesehen und mußte unter allen Umständen vermieden werden. Wir wollen diesen Punkt nicht näher beleuchten und nur noch bemerken, daß es sich um deutsche Marine-Offiziere und den Kriegsminister des Herrn Madero handelte.“

„Warum sollen wir den Besuch eines deutschen Kriegsschiffs zu solchen Zeiten und unter solchen Umständen nicht in Verbindung mit der Wahrung der Würde unseres großen und starken Vaterlandes bringen? Thaten es doch unwillkürlich selbst die Mexikaner! Und warum? weil die Idee so nahe liegt, daß sie fast selbstverständlich erscheint. Aber da müssen unsere Regierungsorgane, denen die Leisetreterei nun einmal im Blute steckt, kommen und die Hand aufs Herz legen und den Blick gen Himmel richten mit der Versicherung: „Wir denken nicht daran, zu demonstrieren; wie sollten wir (beinahe zum ersten Male in der Geschichte unseres Volkes) dazu kommen, unsere Trümpfe auszuspielen, energisch und zielbewußt unsere Interessen und unsere Würde zu wahren und zu verteidigen?“ Dieses Verhalten entspricht zwar trefflich dem noch jüngst von

hoher Stelle in Mexiko verkündeten politischen Grundsatz: „Dem Starken geziemt es still zu sein!“ (so verkündet von dem Kais. Gesandten v. Hintze in seiner Festrede im Deutschen Haus am 18. Januar 1912) „es entspricht jedoch nicht im geringsten unserem Geschmack und wohlbegründeten Machtgefühl.“

„Wohin die beschämende deutsche Politik des Zitterns und Zagens, der höflich-verbindlichen Versicherungen und des Nachdemmundredens führen kann, sehen wir an einem unverschämten Artikel der hiesigen Zeitung „El Republicano“ vom 18. Februar, der „Amenazas alemanas“ (deutsche Drohungen) überschrieben ist und sich gegen die Forderungen der Berliner „Post“ und der „Börsen-Zeitung“ richtet, die bekanntlich die Anwesenheit des Kreuzers „Bremen“ in Veracruz mit dem Fall Covadonga und besonders der jüngsten Ermordung von Hans Angermann in Verbindung bringen wollten. „Was kann uns“, sagt El Republicano, „die Bremen anthun?“ „Sie möchte uns wohl bange machen?“ (hacernos el coco, was von Kindern gesagt wird). „Wie einfältig müssen die Redakteure der deutschen Zeitungen sein, die solches sagen und solches raten! Gewiß wissen sie nicht, daß wir Mexikaner vom Schrecken kurirt sind und uns nicht vor Yankees, Franzosen, Engländern, noch vor irgend einer Nation fürchten, die uns einschüchtern will, denn wir haben zur Genüge bewiesen, daß wir unsere Unabhängigkeit zu verteidigen wissen. . . .“ „Sie sollen nur kommen, uns zu bekriegen, die Bremen und die deutschen Maulhelden von der Feder, die uns solches Übel wünschen“ (gemeint ist die amerikanische Invasion), „sie werden schon sehen, wie ein freies Volk kämpft.“ „Jene erbärmlichen Zeitungsschreiber haben wohl vergessen, daß uns hier die Österreicher, Belgier und Franzosen den Ruf als tapfere Kämpfer und Feinde jeglicher Vormundschaft verschafft haben.“ Wir wollen aus- und nachdrücklich darauf hinweisen, daß die freche Sprache des einheimischen Blättchens vom 18. Februar datirt, also mehrere Tage nach Erscheinen jener zuckersüßen Freundschaftsversicherungen, daß der Besuch der „Bremen“ ja nicht im Zusammenhange mit den deutschen Reklamationen wegen Covadonga und Angermann stehe. Der Köter hat also erst zu klaffen gewagt, als er sah, daß aus dem starken Großen ein stiller Kleiner wurde. Der unverschämte herausfordernde Ton des mexikanischen Blattes ist somit die direkte und ganz natürliche Folge des unwürdigen Verhaltens unserer Reichsvertretung!“

„Warum ist der Besuch des deutschen Kriegsschiffes nicht lieber unterblieben? Das ist heute das bedauernde Gefühl jedes patriotisch denkenden Deutschen in Mexiko! Wieder hat man zum Panthersprung angesetzt, aber aus dem kühnen Sprung ist ein feiges Kriechen geworden. Es kann uns im Auslande lebenden Reichsangehörigen nicht gleichgültig sein, ob die Würde unserer Nation gewahrt wird oder nicht, denn wir haben die jeweiligen Folgen zu tragen. Es ist nicht allein eine Frage des nationalen Ehrgefühls — es ist eine eminent praktische Frage, um die es sich hier handelt, und ihre

Tragweite ist nach der einen wie nach der anderen Richtung unermesslich. Wir sind auch keineswegs der Ansicht, daß wir uns auf Grund unserer Stärke stille verhalten müßten — ein Grundsatz, der wohl eine ganz dünne Schicht feinen und wohl-duftenden Firnisses an der Oberfläche tragen mag, gleich darunter aber wurmstichig und im rauhen lebendigen Leben nicht nur unnütz, sondern in hohem Grade schädlich ist.“

„In einem Falle hätten wir die praktische Anwendung des Grundsatzes der „stillen Stärke“ oder des „starken Schweigens“ gerne gesehen, das war der jüngste Fall der „Bremen“ und der offiziösen, unnützen Geschwätzigkeit. Das war freilich ein Ausnahmefall, wie er nicht oft vorkommen mag, denn in diesem einen Falle wäre Stillschweigen gleichbedeutend mit Stärke gewesen!“

Die nächste Folge meines „rebellischen“ Artikels war natürlich die, daß meine Zeitung bei Gesandtschaft und Konsulat in Ungnade fiel, daß die Zusendung der (übrigens von mir unentgeltlich veröffentlichten) offiziellen Bekanntmachungen des Kaiserl. Konsulats von nun an unterblieb und bei einem Teile der Kolonie von neuem eine einer Boykottbewegung nicht unähnliche feindliche Stimmung gegen mein Blatt Platz griff. Es war eben der Preis, den ich für den Erfolg zahlen mußte, und ich zahlte ihn gern, denn der Erfolg war schön und groß; der Herr Gesandte betrieb die Covadonga-Affäre von da an mit wirklich lobenswerter Energie, und wenn auch (wieder als direkte Folge des energischeren Vorgehens unseres Vertreters) zunächst die 28 Covadonga-Mörder, und zwar mit Unterstützung von Beamten (befanden sich doch unter den Individuen, die von Rechts wegen schon längst hätten hingerichtet sein sollen, nicht weniger als fünf „militärische Chefs“ Madero's, ein „Oberst“ und sogar ein „General“) aus dem Gefängnis von Puebla entflohen, so wurde doch jetzt endlich den Hinterbliebenen der Ermordeten eine ansehnliche Entschädigung ausgezahlt und später auch einige von den Flüchtlingen (bis Ende Dezember 12 von den 28 Mördern) von neuem gefangen gesetzt.

Dieser Erfolg ist recht erfreulich, und unsere Gesandtschaft verdient dafür trotz allen vorangegangenen Mißerfolgen aufrichtige Anerkennung, in diesem Falle umso mehr, als Herr v. Hintze sicherlich vor Erreichung seines Ziels einen Teil der kostbaren Freundschaft Madero's einbüßte. . . . Nur hätte die Gesandtschaft ihre diplomatische Rolle vor den eigenen Landeskindern nicht insofern weiterspielen sollen, als sie unter grotesken Windungen und Verrenkungen die sehr wirksame Mithilfe meiner Zeitung (und im Anschluß daran eines Teiles der heimatlichen Presse) in Abrede zu stellen und das Verdienst der teilweisen Sühne der Covadonga-Greuel für sich allein in Anspruch zu nehmen aufs eifrigste bemüht war und ist. Aber daran sind wir ja bei hohen und allerhöchsten Herren, die uns regieren, gewöhnt und können mit dem Lächeln, das wir für fremde Schwächen bereit haben, darüber hinweggehen. *

*) In erfreulicher Uebereinstimmung mit der Behandlung der Covadonga-affäre in meiner Zeitung hat Herr Maximilian Harden in Nr. 29 der „Zukunft“ (am 20. April 1912) den gleichen Fall eingehend besprochen.

Covadonga sollte uns zur Lehre dienen und von neuem auf die Notwendigkeit der Reformirung unseres diplomatischen Dienstes hinweisen. Das Adelsprinzip scheint ja allmählich aufgegeben zu werden, und wir werden in absehbarer Zeit die ersten Bürgerlichen auch auf wichtigen Botschafterposten sehen.

Der Wert der diplomatischen Vertretungen wird meist sehr überschätzt. Er ist an allen Plätzen zweiten bis siebenten Ranges fast gleich Null und kompensirt nicht entfernt die rein finanziellen Aufwendungen, die das Reich dafür macht. Die Herren Gesandten, Ministerresidenten Geschäftsträger und diplomatischen Agenten in Duodezländern oder kulturell rückständigen Staaten wie Mexiko sind kaum mehr als ein kostspieliger Luxus. Das macht einmal das grundverkehrte diplomatische Leitmotiv der „Aufrechterhaltung guter, freundschaftlicher, womöglich herzlicher Beziehungen“ mit irgend einer noch so faulen Regierung und ferner der zu häufige Wechsel der Chefs der Gesandtschaften. In Mexiko haben wir in 14 Jahren nicht weniger als fünf Gesandte: Ketteler, Heyking, Wangenheim, Bünz und Hintze und drei Geschäftsträger: Flöcker, Radowitz und Richthofen gehabt, und was haben sie geleistet? Sie haben sich nicht einmal um eine Revision des für die deutschen Kolonisten recht ungünstigen „Handels- und Freundschaftsvertrags“ aus den 80er Jahren des vor. Jahrh. bemüht und einer von ihnen, der jüngst unerklärlicher Weise von einem bescheidenen Gesandtenposten auf den eines Botschafters am Goldenen Horn aufrückte, hat das Ansehen Deutschlands in Mexiko schwer geschädigt, indem er nicht nur durch sein Privatleben Anstoß erregte, sondern auch als Diplomat die glänzendsten Mißerfolge zu verzeichnen hatte. So besonders in der Affäre des heute noch ungesühnten Mordes des deutschen Konsuls Gustav Stein von Oaxaca, die der Herr Gesandte, allerdings mit Unterstützung anderer Personen, die der Fall noch näher anging, so gründlich zu verfahren verstand, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als für die unverschämte Herausforderung des mexikanischen Ministers des Äußern Mariscal: „Envoyez donc vos vaisseaux!“ mit einem ergebenen Bückling zu quittiren. Das konnte sich also Mexiko Deutschland gegenüber herausnehmen — die lausige Republik gegen unser mächtiges Kaiserreich! — wahrhaftig eine feine diplomatische Vertretung!

Es ist ja an und für sich eine eigene Sache für die Regierungen alter Kulturstaaten, sich zu all den modernen lateinamerikanischen sogenannten Republiken mit ihren kaleidoskopisch wechselnden Spitzen einigermaßen zu stellen; aber man hat dafür eine bequeme Formel gefunden: irgend ein Individuum, und wäre es der größte Lump, wird, sobald er faktisch an der Spitze seines Räuberstaates steht (einerlei welcher Mittel er sich dazu bedient hat), als Präsident anerkannt und unterschiedslos von andern Präsidenten, von Fürsten, Königen und Kaisern quasi als Kollege behandelt. In der Sprache der Majestäten klingt die übliche Anrede: „Großer und guter Freund“ allerdings ein klein wenig herablassend. Infolge dieses weisen Schemas war z. B. Porfirio Diaz noch am 27. Januar 1911, als ihm die Kette zum Großkreuz des Roten Adlerordens überreicht wurde, ja noch eine halbe Stunde vor der Niederlegung seiner

Präsidentenwürde, der „große und gute Freund“ des Deutschen Kaisers. Später war es eben Madero. . . Und Porfirio Diaz wurde von dem Onkel des jungen Prinzen, mit dem er am 13. September 1910 im Deutschen Hause in Mexiko zu Tisch gesessen, von demselben Onkel, an den er damals durch den prinzlichen Neffen freundliche Grüße bestellte — nicht empfangen! Warum? Weil Don Porfirio den groben Verstoß gegen die Hofetiquette begangen hätte, sein Präsidentenamt (aus den edelsten, den patriotischsten Motiven) niederzulegen, obwohl er sich im übrigen gar nicht verändert hatte. Aber auch Madero hatte sich nicht im geringsten verändert und war doch bald darauf der kaiserliche „Freund“ — ja, er hatte sich eben der Hofetiquette gefügt und war Präsident geworden! — Übrigens hätte sich keiner der Beiden das Geringste vergeben, wenn Wilhelm II. im Sommer 1911 den alten General Diaz empfangen hätte. Freilich Madero hätte vielleicht die Stirn gerunzelt und Herrn v. Hintze hätte es einige Mühe gekostet, sich das Vertrauen seines Freundes wiederzugewinnen. . . Aber das Zusammentreffen wäre für den Deutschen Kaiser interessant und wertvoll gewesen, und der alte Diaz hätte sich so sehr gefreut, dem mächtigen Herrscher ins Auge zu sehn, und wir Mexikodeutschen hätten uns mitgefrennt!

Das Deutsche Reich könnte sich, wie gesagt, viele Gesandtengehälter und andere Unkosten, die mit den diplomatischen Missionen zusammenhängen, ersparen; ein Legationssekretär und zwei bis drei Bureaubeamte würden die laufende Arbeit spielend bewältigen. Aber das braucht uns Auslandsdeutsche weniger zu interessiren als die Frage eines wirksamen Schutzes durch das Reich zu Zeiten von Revolutionen oder wie immer gearteten Ausnahmezuständen in deutschen Ansiedelungen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wie sie für deutsche Diplomatie typisch geworden sind, ist jener Schutz nur recht unvollkommen garantirt. Und doch gäbe es ein sehr einfaches Mittel, ihn wenn nicht vollkommen, so doch weit aussichtsreicher zu gestalten. Man hat einer Reihe von Kaiserl. Gesandtschaften und Konsulaten neuerdings in den Handels-sachverständigen, juristischen und kaufmännischen Beiräten u. dgl. nützliche Fachhilfskräfte zugeteilt — wie wäre es mit der Einrichtung ständiger Bürgerausschüsse, die den deutschen Behörden im Ausland in Zeiten kommerzieller und politischer Krisen beratend zur Seite stünden? Es bedarf keines besonderen Beweises, daß derartige, aus erfahrenen und patriotisch gesinnten Deutschen gebildete Kommissionen den vielfach mit den spezifischen Auslandsverhältnissen ungenügend vertrauten Diplomaten als Ratgeber äußerst wertvolle Dienste leisten könnten. Um das soziale und politische Prestige der Herren Diplomaten nach Möglichkeit zu wahren, sollte die jeweilige Einberufung der Beratungskommissionen zu Sitzungen dem Ermessen der Reichsvertreter überlassen bleiben und die Stimmen der Kommissionsmitglieder nur beratende, nicht beschließende Kraft haben. Andererseits wären zur Kontrolle der Verhältnisse durch das Auswärtige Amt sowohl von den Gesandtschaften als auch von den Beratungskommissionen, bzw. ihren Obmännern, periodisch Berichte über die Thätigkeit der letzteren einzuholen.

Die Ausführung dieser Reform dürfte nicht auf allzu große technische Schwierigkeiten stoßen, da ja den Diplomaten damit nicht geringe Arbeit und unter Umständen selbst Verantwortlichkeit erspart und für das Reich keinerlei Mehrkosten entstehen würden. Der ehrenvollen Berufung in die diplomatische Beratungskommission würden die Kolonisten umso bereitwilliger Folge leisten, als sie damit zugleich Gelegenheit erhielten, sich für die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Interessen nicht nur des Mutterlandes, sondern ebenso der Kolonie selbst nützlich zu bethätigen.

Schluß.

Im November 1911 hatte Madero die Regierung angetreten; Reyes hatte bald danach seine klägliche Rolle als Gegenrevolutionär ausgespielt und ist heute für immer in der politischen Versenkung verschwunden; Emilio Vazquez Gomez, der maderistische Exminister des Innern traurigen Angedenkens, saß, ein Abtrünniger und gelehriger Schüler seines Herrn und Meisters, in San Antonio, um noch ein bißchen Revolution auf eigene Faust zu spielen (er hatte sich als Madero's Minister mittelst Bestechungen aus dem Staatssäckel eine gewisse „politische“ Anhängerschaft gewonnen, und da er aus nächster Nähe hatte beobachten können, wie leicht und rasch ein Madero avanciert war, glaubte er, es könne auch ihm bei der noch herrschenden Revolutionsfreudigkeit weitester Kreise nicht fehlschlagen . . .); gleichzeitig sagte sich auch Pascual Orozco, der Sieger fast aller maderistischen Gefechte und Eroberer von Ciudad Juarez — übrigens beinahe der einzige anständige von allen ehemaligen maderistischen Unterführern — von Madero los, begann mit einer rasch gesammelten Schaar ehemaliger Revolutionstruppen die neue Regierung zu schikanieren — um „die von Madero aufgegebenen und mit Füßen getretenen reinen Ideale der Revolution zum Siege zu führen“ — und bedrohte eine Zeitlang ernstlich einige wichtige Städte im Norden; gleichzeitig brachte sich Herr Zapata, der nunmehr etwas unbequeme „tapfere General und gute Freund“, Herrn Madero in empfehlende Erinnerung, indem er seine Beutezüge immer näher an die Peripherie der Hauptstadt verlegte und seinem früheren Intimus, der plötzlich nichts mehr von ihm wissen wollte, mit einem schönen Gruß seinen baldigen Besuch auf Chapultepec in Aussicht stellte (im Februar 1912). Große Herren pflegen sich selbst einzuladen oder — uneingeladen zu kommen. Da Herr Zapata vermutlich nicht allein zu kommen beabsichtigte und seine Begleiter sich die schöne Hauptstadt möglicher Weise etwas gründlicher ansehen wollten, als dem Behagen und der Gesundheit ihrer Bewohner zuträglich gewesen wäre, verursachte jene Meldung heftige Besorgnis, nicht so sehr zwar in den offiziellen Regierungskreisen, die mit ihrem rosafarbenen Optimismus und rührend kindlichen Vertrauen mit Hilfe der Geister noch alle Gefahren be-

schworen hatten, als unter der Bevölkerung, die nie so recht an die Selbstlosigkeit der freundschaftlichen Gefühle des Räuberhauptmanns glauben mochte. Und die Besorgnis wuchs zur Furcht, die Furcht zur Panik! Das war im Februar und März dieses Jahres (1912), als der gewaltige Exodus von Fremden aus dem nicht mehr gelobten Lande anhub, als die Fremdenkolonien sich zur Selbstverteidigung organisirten, Waffen, Munition und Lebensmittelvorräte anschafften, um sich bei der gefürchteten Eroberung und Plünderung der Hauptstadt in quartierweise eingerichteten veritablen Festungen zu verschanzen und ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Die übertriebene Ängstlichkeit konnte auf so manche, die von der Massensuggestion verschont geblieben waren, kaum noch mitleid-erregend wirken. Es handelte sich hierbei zudem für jeden Kenner der Verhältnisse um nichts weniger als kluge und zweckmäßige Maaßnahmen, da sich gerade gegen die Konzentrationslager der Fremden, deren Lage nicht verborgen bleiben konnte, die Plünderungs- und Mordlust der Banditen und des Straßenpöbels zuerst gerichtet hätte. —

Ich kehrte dem Lande, das mir 14 Jahre lang, in schlimmen und guten Zeiten, Gastfreundschaft gewährt, sie aber zuletzt mehr oder weniger verblümt gekündigt hatte, Ende März dieses Jahres den Rücken. Die politische Lage Mexikos hat auch inzwischen leider genau die Entwicklung genommen, wie ich sie vorausgesehen und vorausgesagt habe. Solange ein Mann wie Madero am Ruder bleibt, wird das Staatsschiff nicht den ruhigen und sicheren Kurs einer friedlichen Weiterentwicklung einschlagen können. Revolutionen werden einander, vielleicht noch auf Jahre hinaus, ablösen und das Banditenwesen, das der heutige Präsident selbst so offensichtlich begünstigt und ermutigt hat, wird immer dreister sein Haupt erheben und den Wohlstand des Landes vollends vernichten. Die wirtschaftlichen und außerpolitischen Folgen der maderistischen Revolution aber werden noch nach Jahrzehnten fühlbar sein. Die einzige Rettung für Mexiko sehe ich in der baldigen Wiederkehr einer energischen, autokratischen Regierung, wie die Diazsche war; aber Don Porfirio's Tage sind gezählt und dem Lande fehlt zur Zeit eine zweite, der seinigen ähnliche „eiserne Faust“. Bleibt nur die amerikanische Intervention und der Verlust der nationalen Selbständigkeit Mexikos. Denn die Yankees müssen einmal den kleinen Geisterseher, der sich ja mit kindischem Trotz an seinen geflickten Präsidentenstuhl klammert und nie die patriotische Entsagung eines Diaz aufbringen wird, zum Besten seines Landes zurückzutreten, von ihren Rockschoßen schütteln.

Die allgemeine politische Stimmung in Mexiko ist heute von dem bitteren Gefühl der Reue wegen der in der Madero-Revolution bewiesenen politischen Kurzsichtigkeit und persönlichen krassen Undankbarkeit gegen Diaz wenig entfernt. Nicht einzelne Freunde oder Parteigenossen des Expräsidenten, nein, ein großer Teil des Landes sehnt sich heute nach der goldenen Ära Don Porfirio's zurück. Anlässlich des jüngsten 82. Geburtstages des Generals war in der „N. Y. Staatszeitung“ das folgende politische Stimmungsbild aus

Mexiko zu lesen: „Stadt Mexiko, 16. September. Eine der Regierung unwillkommene Begleiterscheinung der Feier des Unabhängigkeitstages ist hier die Häufigkeit gewesen, mit der der Name des Ex-Präsidenten Porfirio Diaz in öffentlichen Versammlungen in liebevollstem Tone erwähnt worden ist. Diaz hat gestern sein 82. Lebensjahr zurückgelegt. Seit einer Generation ist sein Geburtstag zugleich mit dem der mexikanischen Unabhängigkeit gefeiert worden. . . Die jungen Leute von Puebla haben zu Ehren Diaz' einen Ball gegeben. Bürger von Oaxaca haben ihm ein Glückwunsch-Telegramm geschickt. Morelia hat ihm zu Ehren Festschmuck angelegt und Geschäftsleute von Puebla haben einen Toast auf den „Mann von Eisen“ getrunken. Zwei der bedeutendsten Blätter der Hauptstadt, „El Imparcial“ und „El Pais“, haben dreispaltenbreite Bilder von Diaz, von rühmenden Leitartikeln begleitet, gebracht.“

Diese Kundgebungen sind umso bedeutungsvoller angesichts der kleinlich gehässigen Anti-Diaz-Kampagne, die Herr Madero seit seinem Regierungsantritt gegen alles, was an den großen Staatsmann erinnert, geführt hat und noch führt.

Letzten Nachrichten zufolge (von Mitte Dezember) befindet sich entgegen der offiziellen Lügenberichterstattung mehr als die Hälfte des mexikanischen Territoriums, nämlich 14 Provinzen, in voller Revolution. Es ist schon lange nicht nur der eine oder andere Unzufriedene, der gegen den feigen Tyrannen aufsteht und eine „Rebellion“ anzettelt, es ist die kompakte Mehrheit des Volkes, die ihren schweren politischen Irrtum erkannt hat und heute begreift, daß von Madero nun und nimmer Gutes für das Land kommen kann. Es atmete darum förmlich erleichtert auf, als der Neffe des Expräsidenten Diaz, General Felix Diaz, im Oktober in aller Stille eine bewaffnete Erhebung einleitete und mit ca. 2000 Mann die Hafenstadt Veracruz besetzte. Man glaubte ohne weiteres an einen beinahe sicheren Erfolg dieser neuen Bewegung, die wirklich aus dem Volke und zwar aus den besseren Elementen desselben heraus geboren war. Und sie wäre erfolgreich gewesen, wenn nicht Madero wieder einmal, wie früher so oft, zu feiger Hinterlist und gemeinem Verrat seine Zuflucht genommen hätte. Kurz vor der Entscheidungsschlacht, die erwartet wurde und wegen der besonderen Terrainverhältnisse um Veracruz den Diaz'schen Soldaten die günstigsten Chancen bot, trafen bei diesen „Überläufer“ aus der Regierungsarmee ein, die erzählten, daß diese mit Diaz gemeinsame Sache zu machen beschlossen habe und demzufolge als Verbündete, nicht als Feinde in Veracruz einziehen würde. Und in der That rückten am nächsten Tage die angeblich Diaz-freundlichen Truppen des Generals Beltran unter Hochrufen auf Felix Diaz und natürlich unangefochten in die Hafenstadt ein; der ahnungslose Rebellenführer und seine Offiziere wurden von den Verrätern umringt und verhaftet. So gelang es dem „Kriegshelden“ Madero, über eine Schaar tapferer und vertrauender Soldaten seinen neuesten glänzen-

den Sieg zu erringen und seine „Macht“ von neuem zu befestigen! Heißt es doch prompt in der Auslandspresse, Madero entwickle immer mehr seine geniale Veranlagung als Feldherr und Staatsmann und es werde ihm zweifellos binnen kurzem gelingen, über alle seine Feinde zu triumphieren. In Wirklichkeit ist Mexiko zu diesem letzten „Erfolg“ seiner Regierung nichts weniger als zu gratulieren, denn er schiebt die politische Restaurierung des unglücklichen Landes von neuem hinaus, ohne ihr ein Jota von ihrer dringenden Notwendigkeit zu nehmen. Was der warme Patriot und großzügige Staatsmann Diaz in drei Jahrzehnten zur Bewunderung der ganzen zivilisirten Welt geschaffen, das wird der kleine Narr Madero in drei Jahren zum Entsetzen aller Freunde der Civilisation zerstört haben. . . . Armes Mexiko!

Nachwort.

Berlin, am 26. Februar 1913.

Die Drucklegung der Broschüre, die sich aus verschiedenen Gründen mehrere Monate verzögerte, sollte gerade in Angriff genommen werden, als uns der Telegraph in rascher, dramatisch gesteigerter Folge die Kunde von der Militärrevolution des Generals Felix Diaz, den neuntägigen Artilleriekämpfen in der Hauptstadt Mexiko, der erzwungenen Abdankung Madero's und schließlich dem Tode des Expräsidenten übermittelte. Der aktuelle Charakter dieser Schrift dürfte durch diese letzten Ereignisse umso weniger beeinträchtigt sein, als sie meine Darlegungen mit dem unwidersprechlichen Zeugnis der thatsächlichen Entwicklung der Dinge zu stützen und zu erhärten geeignet sind. Haben sich aber — ich sage mit aufrichtigem Bedauern: leider! — meine Beurteilung der politischen Persönlichkeiten und Ereignisse in Mexiko seit mehr als zwei Jahren als zutreffend erwiesen und meine Vorausagungen in erschreckender Prägnanz erfüllt, so glaube ich zugleich der nahen Zukunft jenes unglücklichen Landes das, leider wenig günstige Horoskop gestellt zu haben, wie es sich aus meiner seitherigen publizistischen Thätigkeit von selbst ergibt.

Ich habe Madero als Politiker scharf angegriffen; ich that es schon in Mexiko sozusagen unter den Augen der siegreichen Revolutionspartei und kommenden Regierung — gewiß nicht aus persönlichem Haß gegen den politischen Glücksritter, den ich persönlich niemals kennen gelernt und dessen Bekanntschaft zu machen (Madero soll dem Dr. K.-H. in Mexiko gegenüber den Wunsch geäußert haben, daß ihm der „merkwürdige Deutsche“ vorgestellt würde) ich noch im März 1912 ablehnte, vielmehr aus der tiefinneren Überzeugung, daß dieser Mann ein großes Unglück, ein Verhängnis für das mir teure Adoptivvaterland bedeutete. Und meine politische Gegnerschaft war wieder keineswegs eine persönliche Marotte von

mir, sondern die ganz natürliche Folge einmal meiner altmodisch idealistischen Auffassung der Gewissenspflicht des Publizisten und ferner hauptsächlich meiner, in den eigenartigen innerpolitischen Verhältnissen Mexikos als eines halbzivilisirten und der kulturellen Mitarbeit der fremden Kolonisten bedürftigen Landes begründeten Überzeugung, daß die politische Stellungnahme der Kolonistenpresse während jener kritischen Periode durchaus angezeigt und bedeutungsvoll sein mußte, da sie durch solidarisches Vorgehen zweifellos einen gewissen Einfluß auf die gesamte politische Richtlinie gewinnen konnte und in früheren Zeitläuften auch thatsächlich gewonnen hatte.

Madero ist tot; von ihm ist kein Unheil mehr für Mexiko zu erwarten. Hätte ich darum die vorstehende Polemik nicht besser ganz unterdrücken sollen? Heißt es nicht: „De mortuis nil nisi bene?“ Ich bin auf diesen Einwand gefaßt, kann ihn aber nicht stichhaltig finden. Würde die sentimentale Forderung jenes schönen Spruchs ernst genommen, so wäre aller historischen Forschung der Boden entzogen, die Gewinnung der geschichtlichen Wahrheit unmöglich gemacht; an ihre Stelle träte süßlich-heuchlerische Schönfärberei und Verdrehung der geschichtlichen Thatsachen. Wer aber über das Mexiko der letzten drei Jahre schreibt, muß sich auch mit Madero befassen, und wer die maderistische Episode der mexikanischen Geschichte behandelt, der kann (heute dürften selbst die Stockblinden von damals sehend geworden sein) den verhängnisvollen Kobold und bluttriefenden Monomanen nicht glimpflich anfassen. Hat doch derselbe Mensch, der anfänglich in der Rolle als Tyrannenstürzer und Volksbefreier posierte und das mexikanische Volk, ehe die Revolution den ersten sichtbaren Erfolg zu verzeichnen hatte, durch seine Versicherung zu ködern wußte, er werde sich nach dem Triumph der Revolution ins Privatleben zurückziehen, nicht nur seine Wahl zum Präsidenten mit den rücksichts- und schamlosesten Mitteln durchgesetzt, sondern selbst im Besitze der Herrschaft den täglich dreister enthüllten Allüren eines schwächlich-ängstlichen Tyrannen gefröhnt; hat er doch, als weitaus der größte Teil des Landes ihn nicht mehr wollte und ein Ende der lokalen Aufstände nicht abzu- sehen war, sich dem angeblich von ihm befreiten Volke hartnäckig und boshaft aufgedrängt; machte es ihm doch wenig aus, in dem, von allem Anfange für ihn aussichtslosen letzten Kampfe gegen Felix Diaz noch Tausende von Menschenleben und Millionen an Gütern zu opfern, anstatt durch seinen freiwilligen Rücktritt seinem Lande jene unnützen Opfer zu ersparen; formte er doch — echt Madero bis zum Schluß — noch kurz vor seiner Gefangennahme aus dem stinkenden Bodensatz seiner schmutzigen Verräterseele den Plan, der sein politisches Lebenswerk würdig abschließt: den Vicepräsidenten und sein Ministerkabinett, kurz alle, die ihm in jenen kritischen Tagen die Treue gehalten, preiszugeben, zu verraten, zu verkaufen gegen die Zusicherung, daß ihm selbst die Präsidentenwürde bliebe. . . .

Der Expräsident soll ermordet worden sein und sein Tod wird der gegenwärtigen Regierung des Generals Victoriano Huerta zur Last gelegt. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß nach den Blättermeldungen das mexikanische Volk sich dieser Frage gegen-

über recht apathisch verhält (hiesige Blätter erklärten dies als die natürliche Folge der letzten schweren Heimsuchungen, in Wirklichkeit atmete das Volk befreit auf, als es den Tod seines Feindes und Würgegels erfuhr), daß aber die Herren Diplomaten sich gewaltig darüber aufregen und die Regierung einstweilen geradezu boykottieren, bis das Geheimnis des Todes Madero's sich gelüftet habe. Das Benehmen der moralisierenden Excellenzen wäre possirlich, wenn es nicht so bodenlos abgeschmackt und töricht wäre. Madero ist tot — sein Tod, so oder so, war eine unabweisliche, von der Staatsraison gebotene Bedingung für die einmal und schließlich zu erhoffende Wiederkehr friedlicher und geordneter Zustände in Mexiko. Wäre der Mann, wie es angeblich die Absicht der gegenwärtigen Regierung gewesen sein soll, nur des Landes verwiesen worden, so wäre er und gerade er zweifellos noch Jahre oder Jahrzehnte lang zum schädlichsten Störenfried für sein Land geworden.

Madero hat mit seinem Tode für die furchtbaren Verheerungen, die er angerichtet, keineswegs gebüßt; das kann ein einzelner Mensch nicht. Aber das mexikanische Volk hat seinen schweren politischen Irrtum tausendfach gebüßt; es hat sich von einem politischen Hanswurst betören und ins Verderben locken lassen; es hat seine krasse Undankbarkeit gegen seinen großen Wohlthäter Porfirio Diaz vielleicht heute schon gesühnt. Was hat es eingetauscht? Es wollte das politisch erträgliche, volkswirtschaftlich gebotene und unendlich segensreiche Diaz'sche Regime beseitigen und dafür die hohen Ideale einer vollkommenen Demokratie an sich reißen. Das Experiment ist fehlgeschlagen, hat das Land an den Rand des wirtschaftlichen Ruins und bis auf Greifnähe an den Abgrund des Verlustes seiner nationalen Selbständigkeit geführt und zunächst eine — Militärdiktatur gezeitigt! Die kraftvolle Ruhe und stetige ökonomische und außerpolitische Entwicklung der Diaz'schen Regierung hat sich unter dem blindwütenden Wirken eines menschengewordenen bösen Dämons in Bruderkrieg, Verwüstung, Mord und Greuel in jeder Gestalt, in volkswirtschaftlichen Bankrott und politische Agonie gewandelt — das ist das heute unbestreitbare Facit des politischen Experiments von 1910/11.

Die Zukunft? Wenn es Mexiko gelingt, die heute wirklich und nahe drohende Intervention der Ver. Staaten fernzuhalten, so könnte es vielleicht unter einer neuen starken Hand noch einmal gesunden. Aber es muß allen politischen Phantasien von Volksregierung, „demokratischer Freiheit“ und ähnlichen schönen Dingen, für die Mexiko noch auf lange, sehr lange Zeit hinaus unreif ist, entsagen und sich entschlossen und willig einer starken, autokratischen Regierung fügen.

Felix Diaz dürfte zur Zeit die besten Aussichten haben, das Erbe Madero's (leider nicht mehr das seines großen Onkels Don Porfirio!) anzutreten. Er dürfte sich auch längst darüber klar geworden sein, was sein Land braucht, und er wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Zeug dazu haben, die so kläglich unterbrochene „Ära Diaz“ fortzusetzen. Sehr überraschend kam der provisorische Regierungsantritt Victoriano Huerta's, des Maderisten der zwölften Stunde. Als Militär energisch und intelligent, ist er jedoch als Politiker ein unbeschriebenes Blatt. Seine Chancen,

definitiv die Regierung zu übernehmen, sind natürlich nicht gering. Andere Kandidaten: de la Barra, Emilio Vazquez Gomez und gar Rodolfo Reyes kommen neben Diaz und Huerta kaum in Betracht. De la Barra ist ein persönlich durchaus ehrenwerter und von den lautersten Absichten beseelter Mann, auch ein geschulter Diplomat, aber er ist nicht der Mann von Stahl und entschlossener Energie, wie ihn das heutige Mexiko braucht. Emilio Vazquez Gomez als Präsident wäre ein nationales Unglück für Mexiko; er hat als maderistischer Minister des Innern durch sehr merkwürdige „Verfügungen“ anfangs Heiterkeit und später Kopfschütteln erregt, hat auch den Staatssäckel in schamloser Weise geplündert. Rodolfo Reyes mag vielleicht, als Sohn des alten Generals Bernardo Reyes, (der seinerseits politisch längst abgewirtschaftet hatte, als ihm eine maderistische Kugel wenigstens noch ein halbwegs ehrenvolles Ende ermöglichte) noch gewisse Sympathien unter der jüngeren Generation genießen, die aber nicht ausreichen, um irgend eine der anderen Kandidaturen auch nur in Frage zu stellen.

Die Präsidentenwahl soll „nach dem Friedensschluß“ stattfinden, wie hiesige Blätter sich melden ließen. Diese Zeitbestimmung aber, die sich für den unkundigen Zeitungsleser etwa so anhört wie „nach Ostern“, birgt das dringendste und schwierigste Problem in sich, dem sich Mexiko heute gegenüber sieht: die Niederwerfung der zahlreichen Rebellen- und Banditenheere im Innern des Landes. Es stellt dies, nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahre, eine so schwer zu lösende Aufgabe dar, daß der Mann, der sie bewältigt, ohne weiteres als der „neue Diaz“ und damit als vollkommen qualifiziert für das Präsidentenamt gelten müßte. Der Regierung Huerta's dürfte dies kaum gelingen. Man wird deshalb wahrscheinlich vor der Niederwerfung der lokalen Aufstände zur Präsidentenwahl schreiten und dem geradezu ad hoc gewählten Staatsoberhaupt die Wiederherstellung der inneren Ruhe als erste und wichtigste Aufgabe zuweisen.

Vorausgesetzt, daß die Ver. Staaten so lange zusehen. Eine amerikanische Intervention hätte mit größter Wahrscheinlichkeit ein beinahe allgemeines Fremdenmassaker zur Folge (und diese Befürchtung hat die Regierung in Washington seither so nachsichtig gegenüber den mexikanischen Unruhen gestimmt). Wie denkt sich unsere Reichsregierung in solchem Falle zu verhalten und welche Maaßnahmen denkt sie zu ergreifen, um Leben und Besitz der Deutschen in Mexiko zu schützen?



